



Wir kommentieren

den jüngsten Streit um die katholische Presse: Ein unbedeutender Angriff – findet ein erstaunliches Echo – trifft die katholische Presse empfindlich – erfreut die liberale Presse in unerfreulicher Weise – dem muß ein tieferer Sachverhalt zugrundeliegen. – Wir sollten den Akzent verlegen – von der Abwehr auf die unbedingte und unbeschränkte Sachlichkeit – von der Haltung der Bewahrung zur Haltung der Bewältigung der Zukunft – von dem «Anti» zum «Miteinander».

das «Zeichen unter den Völkern» (Mario von Galli): Schicksalsfragen des Christentums im zwanzigsten Jahrhundert – Der Christ: Sichtbarkeit der Größe Gottes – Der spezifische Weltauftrag der Laien – Echtheit und Ehrlichkeit: Grundzüge unserer Zeit – Ist die Kirche der «umgekehrte Handschuh» des Kommunismus? – Die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit

ergänzungsbedürftig – Wie leitet der Hl. Geist die Kirche?

Hl. Schrift

Diskussion um die Inspiration der Bibel: Streit in Erlangen – Glaubensnorm: das ganze Neue Testament oder nur Teile von ihm? – Wann wurde die Inspiration der Bibel geoffenbart? – Ist die Bibel als Ganzes inspiriert oder nur einzelne Sätze in ihr? – Unbestrittene Autorität: die Schriften des Alten Testaments.

Film

Religion des Kreuzes oder des Geldscheins: Ein gigantischer Betrug – 1. Bedenken der Filmkritiker gegen Bibel à la Hollywood – Die Legion of Decency gegen Sex und Sadismus im religiösen Film – gegen Verwässerung – 2. «Der König der Könige» ein neues Problem – Taktische Manöver der Geschäftsleute (Sondervorfürungen für Geistliche u. a.) – Praktische Bei-

spiele der Wahrheitsentstellung – 3. Das «Klima» in den Massenmedien – Darf der religiöse Film den selbstzufriedenen Glauben der Massen stützen? – Die Heimat des Films «König der Könige» ist die Checkbuchgesellschaft.

Buchbericht

Das Geschichtsbild der Europäer von Afrika: Sicht der Historiker: Afrika als Teil der Weltgeschichte: Ist die Geschichte Europas die Weltgeschichte? – Helmolts unbeachtete Leistung – Fritz Kern in Historia Mundi – Randas Handbuch – Monographische Kontinentgeschichte: Otto Zierer: Lebt der Schwarze wirklich geschichtslos? – «Dunkle Schwester Afrika» nicht geglückt – G. W. Kingsnorth – Nach langem Weg der Eigenständigkeit – Sicht der Afrikanisten: Davidson: autochthone Kulturregionen – Kulturstöße in Afrika – ein hochinteressantes Werk – Cornevin – Henri Labouret.

KOMMENTARE

Katholische Gesinnungspresse

Der Ablauf der Diskussion

Seit dem 5. April geht der Streit nun hin und her, den ein kleiner Brief von einigen 60 Zeilen an die «Neue Zürcher Zeitung» ausgelöst hat. Er trug den Titel «Eine Klage über die katholische Presse». Das Niveau der Klage war nicht gerade hoch. Sie enthielt einseitige Übertreibungen, vereinfachte Kurzschlüsse, pauschale Urteile. Wir hatten sie wohl gelesen, aber für nicht der Rede wert gehalten – uns höchstens ein wenig verwundert, daß eine hochstehende Zeitung wie die «NZZ» so etwas veröffentlichte. Aber schließlich war es bloß eine Einsendung. Wir dachten, die Sache sei damit erledigt. Kleine faux pas kommen immer mal vor.

Wir hatten uns sehr geirrt. Das kleine Steinchen fiel ins Wasser und rief Wellen hervor, als wäre ein Felsblock heruntergestürzt.

Die katholische Presse nahm die erhobenen Vorwürfe sehr ernst, zeigte sich dementsprechend beleidigt, schoß scharf zurück, nicht nur gegen den Einsender, sondern auch gegen die «Neue Zürcher Zeitung» (siehe z. B. «Vaterland» und «Ostschweiz», beide am 6. April).

Eine gute Woche später trat (am 14. April) die nun angegriffene «Neue Zürcher Zeitung» zur Verteidigung an mit einem redaktionellen Beitrag von Dr. Bieri, der vornehm und geschickt die Frage auf das Problem «katholische und liberale Gesinnungspresse» hinüberspielte, wobei er «zwei verschiedene Grundhaltungen, zwei verschiedene Denkmethoden» feststellen zu können glaubte. Die Trennlinie zwischen beiden sieht er nicht zwischen vollster Bindung und vollster Autonomie, sondern zwischen «Zurückhaltung» in der freien Erörterung hier und intellektueller Neugier (bzw. unbehindertem Aufgreifen auch heikler Diskussionsgegenstände) dort; zwischen «Auslegung gegebener Inhalte» hier und «Betonung des kreativen Momentes» dort. Triumphierend weist er darauf hin, daß die «freiere Luft einer liberalen Zeitung» wie der «NZZ» (!) auch von vielen Katholiken offensichtlich mehr geschätzt werde als die Zurückhaltung katholischer Blätter, und zum Beleg folgen sieben Zuschriften zur «Klage über die katholische Presse», die mit Ausnahme von einer ganz kurzen sich alle von der Veröffentlichung der «Klage» sehr befriedigt zeigen, sie erweitern und ergänzen.

Nicht genug damit brachte die gleiche «NZZ» am 15. April einen weiteren Beweis für die Richtigkeit der «Klage über die katholische Presse» durch einen Bericht eines H. L., der angibt, sich auf die Ausführungen Prof. H. Künigs (Tübingen)

zu «stützen», die dieser an einem Einkehrtag für Studenten gemacht haben soll. Wieder wird der katholischen Presse der Vorwurf gemacht, daß sie dem Schweizervolk eine sachliche Berichterstattung und die Diskussion ernster Probleme in bezug auf den Katholizismus vorenthalte, und zwar infolge der «traditionellen Bindung des schweizerischen katholischen Konservatismus an den konservativen Rechtskatholizismus, den Kurie und italienischer Klerus vertreten».

Schon drei Tage später (18. April) mußte die gleiche Zeitung eine Antwort auf diesen H. L.-Artikel von Prof. Dr. Hans Küng veröffentlichen, in welcher dieser sich vornehm, aber deutlich dagegen wendet, daß man «jede Frage vor jedem Publikum» behandelt (1). Er zeigt, daß der Artikel von H. L. «eine schlimme Verdrehung und Verunstaltung» seiner Ausführungen darstellt; er betont, daß er dieser Publikation in der «NZZ» «in keiner Weise dankbar sein könne»; er zeigt, wie solche durchaus typische Berichterstattungen mit ihren rein negativen Kritiken, ihren simplifizierenden und globalen Urteilen über die römische Kurie und das «römische System» den im gesunden Sinn fortschrittlichen Kräften nur schaden.

Nochmals drei Tage später (21. April) brachten die katholischen «Neuen Zürcher Nachrichten» einen langen zusammenfassenden Artikel über den ganzen Streit, aus dem unter anderem hervorgeht, daß die katholische «Ostschweiz» dem Einkehrtag Prof. Küngs sogar einen Leitartikel am 17. März gewidmet hatte, daß also die H. L.-Berichterstattung in der «NZZ» auch in dieser Hinsicht sich auf ungenügende Information «stützte».

Worum es uns nicht geht

Wir haben nun nicht die Absicht, das, was die katholischen Zeitungen an den Einsendungen der katholischen Leser auszusetzen haben, nochmals zu sagen. Das heißt nicht, daß wir es mißbilligen oder für belanglos halten. Im Gegenteil, es muß jedem aufmerksamen Leser geradezu auffallen, daß fast in allen Punkten der Kläger, wo diese konkrete Sachen vorbringen, die katholischen Zeitungen die Unrichtigkeit der Klage nachweisen können. Wenn B. F. zum Beispiel meint, schwierige Fragen um das Konzil nehme die katholische Presse nicht zur Kenntnis, kann die «Ostschweiz» demgegenüber auf ganze Artikelserien hinweisen, die sich mit der Kurialreform, heiklen Moralfragen, Fragen der kirchlichen Kunst usw. befassen. Wenn sich B. F. beklagt, die katholischen Zeitungen hätten das Recht der Schweiz auf ihren Kardinal nicht wahrgenommen, kann ebenfalls die «Ostschweiz» antworten, den moralischen Anspruch auf einen schweizerischen Kardinal habe sie «längst angemeldet». Ähnliche Beispiele von falschen Anklagen können die «Neuen Zürcher Nachrichten» melden.

Wir wollen uns auch nicht darauf einlassen, ob es gerade sehr geschmackvoll war, die Klagen über die katholische Presse in der «Neuen Zürcher Zeitung» vorzubringen. Wir sind der Überzeugung, die Kläger hätten auch in katholischen Zeitungen Aufnahme gefunden und wären dort, wo sie offensichtlich irren, sogar richtiggestellt worden, was sie ja nur wünschen konnten, wenn es ihnen um die Wahrheit ging!

Wir wollen schließlich auch der Frage nicht nachgehen, warum die «Neue Zürcher Zeitung» sich dieser Diskussion so liebevoll, geradezu verdächtig liebevoll annahm. Ach, wie schön ist es doch, von Katholiken (sogar einem Seelsorgsgeistlichen und einem Theologiestudenten) ein wenig Weihrauch zu empfangen! Davon, daß man eben ganz andere Mittel besitzt, einen gut funktionierenden Nachrichtenapparat aufzubauen, lesen wir in der «NZZ» nichts, das mußte die «NZN» vermerken. Und daß auch dieser imponierende Apparat nicht in der Lage war, die vielen reinen Tatsachenirrtümer der Einsender zu korrigieren, ist ja doch eigentlich erstaunlich. Das mußten nun doch wieder die kleinen und schmalbrüstigen katholischen Blättli besorgen. Es ist doch wohl gut, daß wir sie haben, trotz ihren Schwächen.

Was uns an der Diskussion interessiert, sind aber all diese vordergründigen Menschlichkeiten nicht. Erinnern wir uns nochmals: Eine keineswegs hochstehende Zuschrift von einer halben Spalte bringt die katholische Presse in Wallung. Obwohl die Zuschrift groteske Sätze enthält (die katholische Presse «erinnert einen stets an marxistische Publikationsorgane», «sie entwöhnt den Leser auf die Dauer einer exakten Denkarbeit», sie krankt an «Mediokrität und Duckmäusertum»), ruft sie doch Antworten hervor, die ein «volles und rundes Ja» zu ihr sagen und «herzlichen Dank» aussprechen (kath. Theologiestudent), die «Satz für Satz» den Klagen von B. F. «zustimmen», die ihre «größte Übereinstimmung» zum Aus-

druck bringen usw. Ein weiterer katholischer Leser pflückt sich, wie Hans Küng sagt, «einige im ganzen völlig belanglose historische Details» aus dessen Ausführungen heraus und beklagt sich bitter, daß die katholische Presse darüber nicht berichtet habe, wie er fälschlich meint.

Drückt sich in all dem nicht doch etwas Tieferes aus, das für unsere Zeit vielleicht bezeichnend ist? Die Klagen mögen einseitig, plump, naiv und im einzelnen sogar falsch sein. Genügt es aber, sie rein formal zu widerlegen? Warum gehen wir überhaupt auf sie ein, warum regen wir uns über sie auf, warum besteigen wir unsere Bomber, wenn es sich doch nur um ein paar Außenseiter, ein paar unreife Kritiker handelt? Tun wir recht, wenn wir bloss gegen das zu Felde ziehen, was nun eben die «NZZ» aus diesen Stimmen herausholt? Übersehen wir damit nicht ein wichtiges und größeres Anliegen in unseren eigenen Reihen?

Das tiefer liegende Anliegen

Und worin bestünde dieses Anliegen? Vielleicht darin, daß wir nun in der katholischen Presse allen möglichen, auch einseitigen Kritiken mehr Raum gewähren sollen? Oder darin, daß wir, um weniger «doktrinär» zu erscheinen, uns nun um eine Anpassung an die «ändern» soweit als nur möglich bemühen? Statt Päpste und konservative Denker zu zitieren, sollten wir uns auf Reformatoren, Liberale und Revolutionäre berufen, um die Weite unseres Denkens zu beweisen? Oder sollen wir aus unserer «Zurückhaltung» heraustreten und «heikle» Fragen aufgreifen eben weil sie heikel sind, zum Beispiel in bezug auf das Konzil? An all diesen Fragen mag etwas Richtiges sein und wir können antworten: Das tun wir ja schon, oder wir bemühen uns ja bereits darum. Aber da liegt das eigentliche Anliegen nicht. Wo liegt es denn?

Ist es abwegig, wenn ich vermute, daß es in einer allgemeinen Atmosphäre, in einem «Klima» liegt, welches den ganzen Stil, die Wahl der Ausdrücke, die Art, wie Fragen aufgegriffen und behandelt werden, betrifft? Hier fehlt es alles in allem bei unserer katholischen Presse. Sie atmet zu wenig die Luft unserer Zeit. Um das zu ändern, genügt es nicht, auch einmal einen «mutigen» Artikel zu bringen, auch einmal Kritik zu üben, auch einmal gegen den Stachel zu löcken. Das «Gesicht» der Zeitung bleibt damit doch das gleiche. Es ist ausgerichtet auf die Verteidigung der echten Werte.

Die heutigen Menschen sind von der Technik geprägt. Sie erwarten von einer Tageszeitung in erster Linie eine möglichst umfassende und nüchterne sachliche Berichterstattung über die Tagesereignisse. Nichts von Belang darf ausgelassen, nichts verschwiegen werden, Tag für Tag. Im Vordergrund muß die Sachlichkeit, nicht die Verteidigung stehen. Das widerspricht keineswegs katholischen Prinzipien.

Es ist der heutige Mensch ferner vorwiegend zukunftsgerichtet. Es ist alles in Bewegung. Das hindert nicht, auch über Vergangenes zu berichten, sogar über Jahrhundertfeiern, aber es kommt auf die Akzentsetzung an. P. Teilhard de Chardin war Paläontologe, er forschte in grauester Vorzeit. Trotzdem wurde er und wird er gerade heute als «moderner» Denker empfunden. Warum? Weil, wie er selbst in seinen Reiseberichten des öfteren anmerkt, ihn die Vergangenheit nur deshalb interessierte, um aus ihr ein Gesetz aufzudecken, das ihm die Zukunft erschließen könnte. In wievielen Jubiläumsartikeln aber klingt diese Leidenschaft für die Zukunft durch? Zukunftsgerichtet! Ließe sich nicht gerade eine katholische Zeitung mit solcher Akzentsetzung machen? Wer kann denn großzügiger Vergangenes, altmodisch Gewordenes preisgeben ohne sich selbst zu verlieren, als der von innen her auf die Wiederkunft des Herrn ausgerichtete Christ; wer kann mit größerer Gelassenheit zu den Dingen jene von Martin Heidegger geforderte «Offenheit für das Geheimnis» verbinden, als er? Eine Kritik aus dieser überlegenen Haltung heraus auch an katholischen Verhaftetheiten an überlebten Formen in der

Politik, im Wirtschaftsleben, in der Kirche sogar wäre echte kirchliche Kritik, nicht als Zugeständnis an die «ändern», sondern aus eigenster Kraft. Sie gäbe nichts preis von den ewigen Grundsätzen des Glaubens, im Gegenteil, sie brächte diese zur Entfaltung und zu neuem, bisher nicht gekanntem Glanz. Freilich wäre das nicht so sehr Verteidigung christlicher Werte, als Vorstoß in Neuland.

Diese Haltung aber ist leider im allgemeinen nicht unser Kennzeichen und eben deshalb wirken dann einzelne «kritische» Artikel, die wir vielleicht bringen, wie Fremdkörper aus einer andern Welt in unserer Zeitung, wie etwas linkische und unwürdige Anpassungsversuche an die «ändern», die in freierer Luft zu leben vorgeben, und wenn wir ihnen dann durchaus richtig sagen, daß das nur ein «Vorgeben» sei, wirkt es vielleicht überzeugt, aber nicht überzeugend. Unsere Gesamthaltung ist heute immer noch die aus der Zeit katholischer Niederlagen und Zusammenbrüche. Damals war es das Gegebene, eng zusammenzurücken, Mauern zu ziehen, Zisternen zu graben. Die Parole hieß: Verteidigung. Wir waren umstellt, alle griffen uns an, «unsere» zeitbedingte Weltordnung war unterlegen, von unseren unverlierbaren Werten konnten wir sie weithin nicht deutlich unterscheiden. Heute kümmert sich die Welt wenig um uns, uns niederzuringen ist keineswegs ihr großes Anliegen. Ihr Blick geht ganz anderswohin. Welteroberung, geeinte Menschheit, kosmische Weite, das sind ihre Perspektiven. Wie retten wir darin die Menschenwürde, wie gestalten wir die Einheit in Freiheit, das sind ihre Sorgen. Wir müssen also heraus aus der imaginären Verteidigung, unsere Türme und Wälle und Zisternen sind reif für das Museum. Sie behindern uns.

Ein schönes Beispiel ist in dieser Hinsicht das Rundschreiben des Papstes «Mater et Magistra». Kein einziger «Feind» wird mit Namen genannt, gegen niemanden eine Abwehr errichtet, nicht einmal gegen den Sozialismus, alles atmet Zukunft. Das hat bei den Nichtkatholiken sehr positive Aufnahme gefunden, es hat zugleich bei uns Katholiken viele enttäuscht.

Wir müssen also hinaus und mit den ändern, Seite an Seite mit ihnen, die Menschheitsfragen von heute zu lösen versuchen, überzeugt, daß wir die besten Voraussetzungen dazu mitbringen von unserem Glauben her. Das wird uns aber nicht geraten, solange wir mit krummem Rücken immer noch hinter altmodischen Wällen hocken und die Hälfte unserer Kraft der Verteidigung widmen. Da liegt das eigentliche Malaise unserer Presse, es ist unser katholisches Malaise überhaupt. Ich weiß, ich habe jetzt vereinfacht. Wir sind schon daran, uns umzuziehen. Aber die Presse sollte bei dieser Umwandlung der Haltung nicht zaghaft hintendrein hinken, sie sollte, weil sie eine erzieherische Aufgabe doch auch besitzt, der großen Masse zwei Schritte voraus sein. Sonst kann es eben geschehen, daß sie aus lauter Rücksicht auf die treuen Leser und braven Katholiken zunächst einzelne, dann viele, schließlich die Mehrheit ungewollt zu bedauerlichen Schritten treibt, deren skandalösen Charakter festzustellen und anzuprangern zwar leicht, aber wenig fruchtbar sein dürfte.

M. G.

Die Transparenz als Aufgabe der Kirche

(Zu einem Buch des Matthias Grünewald-Verlags)

Noch ein Buch über die Kirche? Ja, aber diesmal ein ganz anderes. Dieses fängt dort an, wo die ändern gewöhnlich aufhören. *Mario von Galli* gab uns in seinem Buch «*Zeichen unter den Völkern*» (Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1962) keine systematische Ekklesiologie. Er wollte die Kirche innerlich leuchtend machen. Er stellte sich Fragen, wie diese: Wie erreicht man, daß die Kirche für die Welt kein «leeres Zeichen» bleibt (S. 20)? Wie steigert man «die werbende Kraft unseres Christentums» (S. 51)? Wie können wir «das Antlitz der Kirche erneuern» (S. 150)? Das sind die Fragen, um die es in die-

sem theologisch tief fundierten und doch von Leben pulsierenden Buch geht. Schicksalsfragen des Christentums im zwanzigsten Jahrhundert. Wir möchten nun aus diesem Buch einen einzigen Gedankengang herausarbeiten. Er ist für uns der Beweis eines neuartigen, kraftvollen Denkens über die Kirche, einer wichtigen Unterströmung lebendiger Theologie.

Das Grundthema des Buches könnte mit den Worten Mario von Galli's folgendermaßen charakterisiert werden:

«Wir predigen Sonntag für Sonntag von allen Kanzeln der Erde; in Städten und Dörfern, vor allen Ständen und Klassen; wir reden über den christlichen Raum hinaus durch das Radio, durch Zeitungen, Illustrierte. Die Christen stehen mit anderen an der gleichen Werkbank, sitzen im gleichen Büro, fahren in der gleichen Straßenbahn, wohnen nebeneinander *Zimmer an Zimmer*, arbeiten an der *Konstruktion desselben Autos miteinander*, fahren in dieselbe Kohlengrube, essen in der gleichen Wirtschaft Tag für Tag, jahrelang, ein ganzes Leben. Trotzdem, dem 'ändern' kommt gar nicht der Gedanke, daß wir, weil Christen, Zeugen sein könnten für seine brennendsten Lebensfragen! Da liegt der Grund. Bücher und Traktate, Vorträge, Predigten – oh, ich tadle das alles nicht. Aber es gibt auch Bücher und Bücher, Predigten und Predigten. Die einen sind logische Beweise und gelegentlich schöne Formulierungen. Sie mögen wahr sein; sie sind die Erfüllung eines Auftrages: Er tut seine Pflicht; er muß es so sagen. Das wirft niemand um, das kann vielleicht bewahren, nicht gewinnen. Wo aber ist das lebendige Zeugnis, bei dem jeder spürte: Der 'lebt', was er sagt, und er hat eine Erfahrung in sich, die stärker ist als er selbst, die ihm seinen ungeschickten Mund gewaltsam aufsperrt, daß er einfach reden muß» (S. 52).

Man könnte behaupten (und Heidegger sagt es auch ausdrücklich in seinem Werk «*Platons Lehre von der Wahrheit*»): «Die Lehre eines Denkers ist das in seinem Sagen Ungesagte», daß die eigentliche Intention eines Denkers in dem unausgesprochenen, aber alles tragenden Grund seines Denkens liegt, in dem, was ihm dermaßen einleuchtend ist, daß er nicht einmal ausdrücklich davon sprach.

Hinter den Gedankengängen dieses Buches scheint uns eine paradoxe Aussage zu stehen: Um ein guter Christ zu sein, genügt es noch nicht, nur ein guter Christ zu sein. Der Christ ist nämlich dazu berufen, jenes «Mehr» an Gottdurchsichtigkeit zu leisten, das den Menschen zum Zeugen Gottes, zur Sichtbarkeit des Unsichtbaren macht. Zum Wesen des Christseins gehört dieses Mehr. Gläubigkeit, Frömmigkeit, untadeliges Leben, innere Tiefe reichen nicht aus. Wenn wir einen Christen betrachten, sollten wir geheimnishaft Gott selbst sehen können. Deshalb gilt für den Christen: immer leuchtender werden für seine Mitmenschen, Zeichen Gottes sein für die Welt. Das kann aber nur in einer persönlichen Gottverbundenheit erreicht werden.

«Mein Glaube setzt ein intimes Personverhältnis voraus, das ohne ein starkes Vertrauen in die Person Jesu gar nicht bestehen könnte, und dieses Vertrauen wieder schließt eine Zuneigung und Liebe ein. Diese Liebe aber ist das eigentliche Wirken des Heiligen Geistes. Er, der 'Geist Christi' allein, sieht und weiß, wer Christus eigentlich ist, er vermag mein eigenes Tun und Reden leuchtstark durchscheinend zu machen, und zwar um so leichter, je stärker er meiner Person in Freundschaft verbunden ist. Schon bei irdischen Freunden sagen wir: Ich höre aus diesem Menschen jenen anderen reden. Aus jeder Bewegung dieses Menschen spricht sein Meister, oder sein Vater, oder sein Freund. Erst ein solches lebendiges Zeugnis, das in stärkster personaler Bindung begründet ist, wirkt werbend, das Christentum ausbreitend. Und gerade zu dieser Art Zeugnis im Heiligen Geist sind alle Christen, auch die Laien, berufen» (S. 50–51).

Eine solche Haltung der intimen Gottverbundenheit setzt Verzicht und Entsagung voraus. Diese wurden im kirchlichen Bereich immer schon geübt. Sie sollen aber, heute noch mehr, den Charakter des Zeichens tragen, voll von leuchtender Positivität sein.

«Ich verzichte auf das Sichtbare, Endliche, um zu zeigen, daß ich ein Unendliches, Unsichtbares besitze. Oder sagen wir es umgekehrt: Allein der Besitz des unsichtbaren Unendlichen rechtfertigt den Verzicht auf das sichtbare Endliche. Andernfalls wäre ein solcher Verzicht, der ja ein Nichtgebrauchen positiv höchster innerweltlicher Werte einschließt, die zur gottgewollten natürlichen Entfaltung seiner Person unerlässlich sind, geradezu widersinnig und pervers» (S. 39).

In diesem Zusammenhang zitiert Mario von Galli die unvergleichlichen Worte Péguy's: «Es genügt nicht, das Zeitliche

herabzusetzen, um sich ins Ewige zu erheben. Es genügt nicht, die Natur herabzusetzen, um sich zur Gnade zu erheben. Es genügt nicht, die Welt herabzusetzen, um sich zu Gott zu erheben. Weil sie nicht die Kraft haben und die Gnade, natürlich zu sein, glauben sie begnadet zu sein. Weil sie keinen Mut für das Zeitliche haben, glauben sie, sie seien zum Ewigen durchgestoßen. Weil sie nicht den Mut haben, am Menschen teilzuhaben, glauben sie an Gott teilzunehmen. Weil sie nicht menschlich sind, glauben sie göttlich zu sein. Weil sie niemand lieben, glauben sie Gott zu lieben» (S. 43).

Dem Christen in der Welt ist somit ein Ziel gesteckt, das einem den Atem verschlagen kann. Er soll die Sichtbarkeit der Grösse Gottes werden. Darin besteht das Sonderzeugnis des Laien, sein spezifischer Weltauftrag.

«Der Dominikaner Yves Congar meint in seinem Buch ‚Der Laie‘ – und er folgt darin Etienne Gilson, einem Laien –, daß die dem Laien besonders aufgetragene Tugend die vom heiligen Thomas beschriebene ‚Magnanimitas‘ sei. Im Deutschen wird man das wohl am besten mit ‚Sinn für Größe‘ wiedergeben ... Das will sagen, daß man nicht am Kleinlichen hängen bleibt; daß man kein Spießler sei, der zufrieden und glücklich ist, wenn ein Geranienstock vor seinem Fenster und ein gutes Essen auf seinem Tisch steht. Man soll sich vielmehr an die großen Ideen heranwagen, eine Menschheit zu beglücken, die Welt dem Menschen dienstbar zu machen, wenn der Einzelne sich dabei vielleicht auch nur als kleines Teilchen eines großen Unternehmens weiß. Der Sinn für Größe als Tugend wird dabei nie der inneren Sauberkeit seines Charakters etwas vergeben, er wird sich nie auf kleinliches Rechnen und kleinliche Tricks verlegen. Er wird nie unfair und schäbig sein. Er wird etwas Königliches an sich haben, auch wenn er vielleicht ein Bettler ist, ein armer Flüchtling, ein Gefangener sogar. Er wird, wenn er ein Christ ist, so handeln, weil er weiß, daß er Gott zum Freund hat und daß in dieser Freundschaft seine ganze Würde besteht» (S. 53).

Der Sinn für Größe läßt im christlichen Leben die Echtheit und die absolute Ehrlichkeit aufleuchten. Daß unsere moderne Welt diese Tugenden wieder entdeckt hat, bedeutet eine der größten Chancen des Christentums.

«Mit der Lüge war die sogenannte bürgerliche Welt randvoll erfüllt. Die Welt, die heute langsam heraufkommt, kann die Lüge nicht mehr ertragen. Die heutigen Menschen mögen geistig verkümmert sein. Das ist ein großer Schaden. Man wird ihn beheben müssen, und das kann nicht von heute auf morgen geschehen. Da sie aber ehrlich und echt sind, wird der Heilige Geist in ihnen arbeiten können mit allen seinen Gaben» (S. 96).

Damit die Kirche wieder leuchtend wird für die Menschen unserer Zeit, müssen in ihr ständig neue Ströme des Lebens aufbrechen. Woher steigen diese Ströme auf? Nicht zuletzt von dort, wo der Gläubige unter dem unmittelbaren Einwirken des Heiligen Geistes steht.

«In seiner Enzyklika ‚Mystici Corporis‘ sagte Pius XII.: ‚Man darf nicht glauben, der organische Aufbau des Leibes der Kirche beziehe und beschränke sich allein auf die Stufenfolge der kirchlichen Ämter ... Die mit besonderen Vorschriften, Rechten und Pflichten ausgestattete Gewalt stellte Christus als Grundgesetz der Kirche auf. Aber er lenkt und leitet auch unmittelbar die von ihm gegründete Gesellschaft. Er regiert nämlich im Geist und Herzen der Menschen ... und sorgt so nicht nur für die einzelnen, sondern auch für die Gesamtkirche‘. Damit ist klar und unmißverständlich gesagt, daß die Gesamtkirche von Gott nicht nur mittelbar über die Ämter der Kirche, sondern auch unmittelbar durch Einwirken des Geistes auf irgendwelche Gläubige geleitet wird. Das können Amtsträger sein oder auch nicht, und doch wird dadurch die Gesamtkirche (wie es ausdrücklich heißt) geleitet. Es ist also deutlich, daß der Kirche Jesu Christi wesentlich eine zweifache Leitung durch Gott zukommt: die eine ist mittelbar durch die Ämter, die andere ist unmittelbar durch Gaben, die der Heilige Geist austeilt, wo und wie er will. Immer müssen beide vorhanden sein, und tatsächlich gab es auch immer beide. Ja, in Zeiten der Krise, in schweren, auch die Kirche selbst in Mitleidenschaft ziehenden Zeiten, verbreitet sich die Welle der Erneuerung meist nicht zuerst von oben nach unten, also auf dem mittelbaren Weg, sondern eben auf dem anderen, den Pius XII. den unmittelbaren Weg nennt ... Es ist nun merkwürdig, daß dieser zweite Aspekt der Kirche, der dieser sehr wohl bewußt ist, wie die Papstworte zeigen, in den Traktaten über die Kirche meist gar nicht genannt wird. Und doch ist er mindestens ebenso wichtig wie der erste, und

doch kann gerade hier auch der Außenstehende das Zeichen Gottes verstehen» (S. 110–111).

Wird dieser zweite Aspekt der Kirche nicht beachtet, so kann sie leicht wie der «umgekehrte Handschuh» des Kommunismus erscheinen:

«Es ist nun zwar alles auf Gott hin ausgerichtet. Aber die menschliche Person wird in diesem Apparat der Amtskirche ebenso ausgelöscht wie dort. Gewiß unsagbar feiner in den Methoden, weit kultivierter und mit viel größerer Anpassung an die Menschennatur, aber letztlich eben doch die gleiche Struktur: Ein in Glaubenssachen unfehlbarer Papst an der Spitze, ohne Möglichkeit der Berufung an irgendeine höhere Instanz; wenn er sein Amt mißbrauchen sollte, und von da ein Befehlsapparat bis hinunter zum letzten Kirchenmitglied, das ständig ängstlich wird lauschen müssen, welches die augenblicklich einzuhaltende Parteilinie ist, und das wohl oder übel – auch gegen das eigene Empfinden – jede Veränderung, die von oben befohlen wird, mitmachen muß. Der ist der beste Katholik, der am vollständigsten seine Eigeninitiative in den Dienst der von oben kommenden Direktive zu stellen weiß» (S. 109).

Dieses Bild, ja Zerrbild des Katholizismus ist für den heutigen Menschen unerträglich. Das ist nicht das Zeichen Gottes in der Welt.

Es kann nun gewiß nicht darum gehen, daß wir etwa an der Unfehlbarkeit des Papstes Abstriche machen wollten. Der Heilige Geist sorgt schon dafür, daß kein bindender Spruch erfolgt, der gegen die göttliche Wahrheit wäre. Das hindert aber nicht, zuzugeben, daß die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit, wie sie das erste Vatikanische Konzil gab, ergänzungsbedürftig ist. Mario von Galli stellt in diesem Zusammenhang sogar die Frage, «ob nicht rechtlich und lehramtlich festgelegt werden könnte, daß in einem gewissen, aber wirklichen Sinn die Zustimmung des Weltepiskopats zum Wesen einer unfehlbaren päpstlichen Entscheidung gehört, und daß der Papst nur deshalb unfehlbar sei, weil die allgemeine Zustimmung der Gläubigen kein Irrtum sein kann. Anders gesagt: Das Haupt kann nicht ohne Leib sein, der Hirte nicht ohne die Herde. Nicht die Kirche muß vom Papst her gesehen werden (das wäre totalitär), sondern der Papst von der Kirche her, wie es die neue Theologie von der Kirche meist bereits darstellt» (S. 154).

Da gilt es für die Theologen – und nicht nur für sie – umzudenken.

«Wir Katholiken sind gewohnt, das Zeugnis des Heiligen Geistes in der Unfehlbarkeit der gesamten lehrenden Kirche, das heißt der Bischöfe, zu sehen, wenn sie in Glaubenssachen alle übereinstimmen, oder des Papstes, wenn er als Haupt der Gläubigen eine Wahrheit als geoffenbart bezeugt. Wir tun recht, wenn wir hier das Wirken des Heiligen Geistes sehen; wir tun aber nicht recht, wenn wir es nur hier sehen. Denn dadurch entsteht jenes engbrüstige, unfrohe und unfreie Christentum, das fast allen Diktaturen gleicht, die von der Intuition eines obersten Chefs allein in sklavischer Angst, von der Generallinie abzuweichen, die Maximen all ihrer Handlungen beziehen» (S. 49).

Wie falsch diese Auffassung ist, geht aus einer geschichtlichen Tatsache hervor, auf die man leider nur selten hinweist:

«Die Diktaturen sind in ihrem Sinn ‚unfehlbar‘, sobald sie die Macht besitzen, und lassen dies jedermann sehr spüren; der Papst dagegen verkündete das Dogma seiner sehr eng begrenzten Unfehlbarkeit erst im Jahre 1870 christlicher Zeitrechnung. Allein daraus kann man schon ersehen, daß hier nur ein Punkt eines viel größeren und wichtigeren Komplexes zur deutlichen Artikulierung kam, ein Sonderfall definiert wurde, der nur selten eintritt: etwa in Stunden äußerster Not oder als Abschluß langer Entwicklung» (S. 50).

Dieser größere Komplex – und das eigentliche Anliegen des Buches von Mario von Galli besteht darin, ihn herauszustellen und klar zu umreißen – ist eben das selbständige Zeugnis des Heiligen Geistes in dem Gesamt der Kirche und in jedem einzelnen Christen.

L. B.

DISKUSSION UM DIE INSPIRATION DER BIBEL

Die Frage nach der Inspiration der Bibel hat heute eine erneute Aktualität bekommen. Eine besonders scharfe Diskussion wurde unter den Professoren der lutherischen theologischen Fakultät in Erlangen geführt, wo sogar Briefe von Erlangen nach Erlangen geschrieben wurden.¹ Ein Artikel des «Deutschen Pfarrersblattes» vom 1. September 1960 trägt den Titel: «Professoren Paul Althaus, Wilfried Joest, Walter Künneth, Erlangen: Fragen an E. Stauffer». Anlaß zu diesen Fragen an *Stauffer* sind Äußerungen des Erlanger Exegeten in seinem Buch «Die Botschaft Jesu damals und heute»² sowie in seinem Artikel: «Das kritische Vermächtnis des 19. Jahrhunderts», der in der «Theologischen Literaturzeitung» (1959) erschien. Eine dieser Fragen an *Stauffer* lautet:

«Sie schreiben in Spalte 643 Ihres Aufsatzes ‚Das kritische Vermächtnis des 19. Jahrhunderts‘: ‚Der Kanonsbegriff ist bekanntlich ein Erbstück der Synagoge und hat in unserer historischen und theologischen Arbeit mehr Verwirrung als Klarheit gestiftet‘. Wollen Sie damit sagen: Das Neue Testament (um vom Alten ganz zu schweigen) soll grundsätzlich nicht als Kanon, das heißt als maßgebliches Zeugnis des glaubenden Verständnisses Jesu, betrachtet werden, sondern lediglich als ein zunächst sehr problematischer Materialbereich zur historischen Erforschung der eigentlichen Botschaft und Bedeutung Jesu?»

Auf diese und andere an ihn gerichtete Fragen hat *Stauffer* in dem Buch: «Jesus, Paulus und wir»³ geantwortet. In zwei Kapiteln dieses Buches kommt *Stauffer* auf die Kanonsfrage zu sprechen. Er führt drei Gründe an, warum er an der verpflichtenden Kraft des Kanons zweifelt. Der dritte Grund lautet:

«Drittens ist die Abgrenzung des Kanons nicht das Werk eines himmlischen Offenbarungsaktes, sondern das Werk der Kirche, deren Autorität die kanonische Geltung dieser ‚ausgewählten Werke‘ verbürgt, deren Bischöfe und Lehrer diesen Kanon im Namen der kirchlichen Tradition in die Hände des Wittenberger Professors D. Luther gelegt haben» (S. 97).

Es geht also um folgendes Problem: Sind alle Schriften, die heute in dem Buch «Das Neue Testament» zusammengefaßt sind, in gleicher Weise Norm unseres Glaubens? Oder müssen wir in diesen Schriften unterscheiden zwischen Stellen, die eigentliche und wahre Norm des Glaubens sind und solchen, die bereits eine Verfälschung der wahren Norm sind? Mit der Möglichkeit einer Verfälschung der Selbstoffenbarung Jesu innerhalb des Neuen Testaments ist zu rechnen, so meint *Stauffer*. Denn für die Annahme, daß alle Schriften des Neuen Testaments in gleicher Weise Norm des Glaubens sind, gibt es kein absolut sicheres Fundament. Ein solches Fundament wäre nur dann vorhanden, wenn eine himmlische Offenbarung uns sagen würde, daß alle Schriften des Neuen Testaments zum Kanon gehören. Eine solche Offenbarung gibt es nicht. Der Kanon des Neuen Testaments ist das Werk der Kirche.

Hiermit sind Probleme aufgeworfen, die sich auch der katholischen Theologie stellen. Wenn sie erklärt, daß die biblischen Schriften deshalb kanonisch, also Norm des Glaubens der Kirche sind, weil sie inspiriert sind, so muß sie den Nachweis für die Inspiration erbringen. Woran erkennt man, daß eine Schrift inspiriert ist? Weder an ihrem Inhalt noch an ihrer apostolischen Herkunft, so lehrt der Artikel «Inspiration» in der zweiten Auflage des «Lexikons für Theologie und Kirche».⁴ Es gibt nur ein einziges Kriterium:

«Der einzige Weg, wie das Vorhandensein der Inspiration für ein bestimmtes Buch mit voller Sicherheit bezeugt werden kann, ist somit eine von Gott selbst ergangene Offenbarung».

Über das zu postulierende Fundament für die Anerkennung eines Kanons besteht also Einigkeit. Hingegen besteht ein

¹ Professor Dr. Ethelbert Stauffer, Erlangen: «Offener Brief von Erlangen nach Erlangen». Deutsches Pfarrersblatt (Essen), 1. 7. 1960. S. 294.

² Dalp Taschenbücher 333, D. Francke Verlag, Bern, 1959. 215 S.

³ Jesus, Paulus und wir. Antwort auf einen Offenen Brief von Paul Althaus, Walter Künneth und Wilfried Joest. Friedrich Wittig Verlag, Hamburg, 1961. 111 S.

⁴ Lexikon für Theologie und Kirche, hrsg. von Josef Höfer, Rom und Karl Rahner, Innsbruck. Verlag Herder, Freiburg. 5. Band (1960), Sp. 708.

radikaler Gegensatz in der Antwort. Nach dem katholischen Artikel «Inspiration» ist eine göttliche Offenbarung über den Kanon ergangen; nach *Stauffer* gibt es keine solche Offenbarung. Würde man also nicht erwarten, daß der katholische Theologe sagt, wo und wann diese Offenbarung Gottes ergangen ist? Diese Erwartung wird aber nicht erfüllt. Denn in dem erwähnten Artikel heißt es:

«Wie und wann diese göttliche Offenbarung ursprünglich erfolgte, können wir heute nicht mit Sicherheit feststellen».

Gerade befriedigend ist diese Auskunft nicht. Sie läßt uns vollkommen im Stich, wenn wir uns mit der Behauptung *Stauffers*, daß es keine solche Offenbarung gibt, auseinandersetzen möchten. Es wird einfach unbewiesene Behauptung gegen unbewiesene Behauptung gestellt. Mit Recht weist *Karl Rahner* in seiner Stellungnahme zur herkömmlichen Begründung der Inspiration darauf hin, daß die Berufung auf das Lehramt der Kirche für den einzelnen Gläubigen genügen kann, nicht aber für den Theologen:

«Gewiß springt für die Tatsache, daß diese Offenbarung geschehen ist, das Magisterium vivum und authenticum ein, wie *Bea* betont. Und das kann dem einzelnen Gläubigen genügen. Aber wenn das Magisterium keine neue Offenbarung enthält, sondern nur weiterbezeugt (wenn auch unfehlbar richtig), was es selbst gehört hat, dann kann der Theologe sich nicht einfach mit dem Zeugnis des Lehramtes begnügen, sondern muß nach Kräften zu erklären suchen, woher das jetzt lehrende Lehramt seine Lehre schöpfe».

Während nun *Rahner* rein spekulativ, aus einer theologischen Entfaltung dessen, was im Willen Gottes zur Kirchengründung enthalten sein muß, die Quelle für die kirchenamtliche Lehre von der Inspiration aufzeigt, möchten wir uns gerade im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit *Stauffer* und im Hinblick auf das ökumenische Gespräch der Bibel selbst zuwenden. Ist die Bibel doch das, was Katholiken und Reformierten gemeinsam ist. Ließe sich der Glaube an die Inspiration auf die Bibel stützen, so wäre für die Interpretation der Bibel doch eher eine gewisse Übereinstimmung zu erzielen, als wenn auch noch der Glaube an die Inspiration als gemeinsames Band zwischen den Konfessionen dahinfällt.

Gerade ermutigend ist die Ausgangslage allerdings nicht. Denn *Stauffer* ist ein Exeget von Rang. So kommt seiner Stellungnahme einiges Gewicht zu, wenn er in seinem Buch «Jesus, Paulus und wir» schreibt:

«Sind die Schriften des Neuen Testaments inspiriert vom Heiligen Geist? (...) Es gibt doch wohl nur eine Schrift im Neuen Testament, die als inspiriert gelten will, die Apokalypse Johannis. Aber das ist für uns Lutheraner ein fataler Kronzeuge. Denn wir wissen, wie wenig Luther ausgerechnet von dieser Schrift gehalten hat. In summa, die vulgärprotestantischen Theorien vom kodifizierten Wort Gottes oder Heiligen Geist haben am Selbstzeugnis des Neuen Testaments keinen Rückhalt» (S. 27).

Scheinbar weniger radikal ist die Stellungnahme des Mainzer Professors *Wiesner*, der unter dem Stichwort «Inspiration» im 2. Band des «Evangelischen Kirchenlexikons» (1958) schreibt:

«Daß in der Bibel überlieferte Worte auf den Geist Gottes, also auf göttliche Inspiration zurückgehen, ist bereits im Alten Testament gesagt, daß aber ganze Bücher oder gar der ganze alttestamentliche und neutestamentliche Kanon von Gott inspiriert sei, widerspricht der biblischen Selbstausgabe» (II Sp. 356).

Wenn *Wiesner* zugibt, daß die Bibel inspirierte Sätze enthält, aber bestreitet, daß nach der Selbstausgabe der Bibel ganze Bücher inspiriert seien, so müssen gewisse, herkömmlicherweise vorgebrachte Argumente einer erneuten Prüfung unterworfen werden. So etwa das Argument, das ein katholisches Lexikon vorbringt:

«Diesen Glauben der Juden an den göttlichen Ursprung der heiligen Schriften hat Christus der Herr und haben nach seinem Beispiel auch die Apostel mehrfach bestätigt, so wenn bestimmte Prophetenworte dem Heiligen Geiste zugeschrieben werden (Mt. 22, 43; Apg. 1, 16; 28, 26 f.;

⁵ *Karl Rahner*: Über die Schriftinspiration. *Questiones Disputatae* 1. Verlag Herder, Freiburg 1958. 88 Seiten. S. 72 (unterstrichen vom Autor).

Hebr. 3, 7-11; 9,8) oder wenn ein Schriftwort als eine jeden Widerspruch ausschließende Autorität angeführt wird (Mt. 4, 4-7; Jo. 10, 35; Apg. 2, 16; 28, 25-28)».

Zur Verdeutlichung des Diskussionspunktes führen wir die erste vom Lexikon genannte Stelle an. Es geht um ein Streitgespräch zwischen Jesus und den Pharisäern über die davidische Abstammung des Messias: «Er (Jesus) sagt zu ihnen: Wie kann ihn dann David durch den Geist ‚Herr‘ nennen, indem er sagt: ‚Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten‘ ...» (Mt. 22,43).

Aus dieser Matthäusstelle kann man höchstensfalls schließen, daß nach Jesus David unter dem Einfluß des Geistes Gottes den betreffenden Psalm gedichtet hat. Von einem Beweis für den «göttlichen Ursprung der heiligen Schriften» kann nicht die Rede sein, da sich die Inspiration nach katholischem Verständnis ausschließlich auf die schriftliche Fixierung der Offenbarung und Überlieferung bezieht. Wie wenig sich der Autor des durch Wiesner aufgeworfenen Problems bewußt war, ersieht man auch daraus, daß er nicht die Parallelstelle bei Lukas 20,42 als Beweis anführt, wo wenigstens die Heilige Schrift als «Buch der Psalmen» ausdrücklich genannt wird.

Angesichts der radikalen Infragestellung der Selbstaussagen der Bibel über die Inspiration, wie wir sie bei Stauffer vorgefunden haben, müssen wir in der Prüfung der Selbstaussagen der Bibel schrittweise vorangehen. So fragen wir zunächst danach, ob nach der Bibel ganzen Büchern als solchen – im Unterschied zu bloß inspirierten Sätzen – Autorität zukomme. Wenn wir das Wort Autorität verwenden, so wollen wir damit keineswegs sagen, daß es für uns gleichbedeutend mit inspiriert sei. Erst bei einem zweiten Schritt werden wir untersuchen, worin die Autorität, die einem biblischen Buch zukommt, begründet ist. Immerhin meinen wir, daß die einem biblischen Buche zugeschriebene Autorität besagt, daß dieses Buch Norm des Glaubens ist, also das, was wir kanonisch nennen. So unterscheiden wir ja auch in der modernen Problemstellung zwischen Kanonizität und Inspiration. Nach katholischem Verständnis ist ein Buch deshalb kanonisch, weil es inspiriert ist.

Die Schrift als letzte Instanz

Im Neuen Testament werden für die Schriften des Alten Testaments vier Ausdrücke verwendet, die auf griechisch lauten: Biblos, Biblion, Graphè, Grammata. Sehen wir uns also zu jedem dieser Worte einen Bibeltext an.

1. Markus 12,26: «Was aber die Toten betrifft, daß sie auferweckt werden, habt ihr nicht gelesen im Buche («tè biblo») Moses bei der Geschichte vom Dornbusch, wie Gott zu ihm sagte: ‚Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs‘?»

In diesem Text wird das Wort «biblos» in der Einzahl zur Bezeichnung der fünf Bücher Moses gebraucht. Die Geschichte vom Dornbusch, auf die die Markusstelle Bezug nimmt, findet sich im 2. Buch Moses. Aber darauf wird keine Rücksicht genommen. Die fünf Bücher Moses sind das Buch Moses. Auf dieses Buch beruft sich Jesus. Für ihn wie für die Sadduzäer, die ihm die Fangfrage stellten, ist es eine letzte Instanz. Wenn dieses Buch sagt, daß Gott nicht ein Gott von Toten, sondern von Lebenden ist, dann gibt es eine Auferweckung der Toten. So ist die zitierte Stelle aus Markus ein unwiderlegbarer Beweis

An unsere Leser!

Sie erhalten dieser Tage gratis eine Sondernummer der Bilderzeitschrift JHS über das Apologetische Institut, das als Herausgeber der «Orientierung» zeichnet. Anlass zu dieser kleinen Festgabe ist ein Doppeljubiläum: die «Orientierung» feiert ihr 25jähriges, das Apologetische Institut sein 30jähriges Bestehen. Sie haben sich gewiss schon lange gefragt, wer denn konkret jene Männer sind, die das auch von Andersgläubigen oft anerkannte Team des Institutes bilden. Hier können Sie jeden Einzelnen mitten in der Arbeit sehen. Alle zusammen fühlen sich mit Ihnen dankbar verbunden und bitten Sie um Ihre Hilfe, einen noch grösseren Kreis von Freunden zu erreichen.

d. R.

dafür, daß nach der Selbstaussage des Neuen Testaments einem biblischen Buch als solchem – und nicht bloß einer einzelnen Schriftstelle – Autorität zukommt.

2. Johannes 20,30: «Noch viele andere Zeichen nun tat Jesus vor den Jüngern, die in diesem Buche («tò bibliò toutò») nicht aufgeschrieben sind. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, daß Jesus der Christus, der Sohn Gottes ist ...»

In diesem Text wird das Evangelium nach Johannes «biblion», Buch, genannt. Es geht also um diese Schrift als Ganzes. Und dieser Schrift kommt die Aufgabe zu, Glauben zu wecken. Sicher ein Buch besonderer Art; ein Buch, von dem der Verfasser die Überzeugung hat, daß ihm Autorität zukommt.

3. Lukas 24,27.32.45: «Und er begann bei Moses und bei allen Propheten und legte ihnen in allen Schriften («pasais tais graphais») aus, was über ihn handelt».

Das griechische Wort «graphai» steht in allen drei genannten Stellen in der Mehrzahl. Könnten also nicht Schriftstellen gemeint sein, im Unterschied zu ganzen Schriften als solchen? Uns scheint, daß der Zusammenhang der Erzählung der Begegnung der Emmausjünger mit dem Auferstandenen diese Frage eindeutig beantwortet: In allen Schriften legt der Auferstandene jene Schriftstellen aus, die über ihn handeln. Zudem wird im Text nach Lukas angegeben, was wir unter den Schriften zu verstehen haben: Moses und die Propheten. Wenn Jesus die Emmausjünger dadurch zum Glauben an seine Auferstehung führt, daß «er ihnen den Sinn öffnete, damit sie die Schriften verständen» (Vers 45), so wird vorausgesetzt, daß die Schriften in den Augen der Jünger eine Autorität sind, die nicht diskutiert, sondern nur anerkannt werden kann. Vor der Begegnung mit dem Auferstandenen war den Jüngern nicht klar, ob die Schriften die Auferstehung des Messias tatsächlich vorher verkündet haben. Nachdem der Auferstandene diesen Nachweis erbracht hat, steht für sie die Auferstehung Jesu außer jedem Zweifel. Könnte deutlicher gesagt werden, daß die Schriften für die Jünger Norm des Glaubens sind?

4. Johannes 5,46.47: «Denn wenn ihr Moses glaubtet, würdet ihr mir glauben; denn über mich hat jener geschrieben. Wenn ihr aber seinen Schriften («tois ekeinou grammasin») nicht glaubt, wie werdet ihr meinen Worten glauben?»

In dieser Streitrede will Jesus die Juden der Inkonsequenz überführen. Die Juden berufen sich immer auf Moses. Seine Bücher sind letzte Autorität. Das ist ihre heiligste Überzeugung. Jesus wirft den Juden nun vor, daß sie mit dieser Überzeugung nicht ernst machen, daß sie in Wirklichkeit die Autorität der Schriften Moses nicht anerkennen. Täten sie es, so müßten sie auch ihn, Jesus, anerkennen, da Moses ja für ihn Zeugnis ablegt.

Daß die Deutung dieser Stelle nach Johannes unbestritten ist, mag man auch daraus ersehen, was der protestantische Exeget G. Schrenk im «Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament» (I 765) dazu schreibt:

«Hier sind die grammata die Bücher Moses, der Pentateuch. Vorausgesetzt ist die alle Evangeliendarstellung tragende Überzeugung der urchristlichen Gemeinde, daß die grammata, die den Juden feststehende, als mosaisch anerkannte Schriftautorität, von Christus Zeugnis ablegen».

Auch die Stelle bei Johannes bezeugt also, daß es nach dem Neuen Testament biblische Schriften gibt – nicht nur Schriftstellen –, denen Autorität zukommt.

(Fortsetzung folgt)

Max Brändle

Religion des Kreuzes oder des Geldscheins

(Zum Film «König der Könige»)

Hollywoods neuestes Biblepos (Metro-Goldwyn-Mayer) heißt «König der Könige»: ein dreistündiger, millionenschwerer Farb-, Breitwand- und Stereofilm. Er ist die logische Kulmination eines gigantischen Betrugs der Filmindustrie gegenüber den kinobesuchenden Massen. Der Schwindel besteht darin, daß man das Publikum überzeugt hat, diese Sorte von Filmen weise substantielle religiöse oder mindestens erbauliche Eigenschaften auf. In Wirklichkeit sind sie – mit einigen nennenswerten Ausnahmen, so «Ben Hur» – unerbaulich und sogar antireligiös.

Das sind harte Worte. Damit sie nicht einseitig erscheinen, müssen wir betonen, daß das Publikum diesen Betrug mit unverminderter Begeisterung unterstützt. Er findet oft genug Verteidiger sogar unter Männern in leitenden kirchlichen Positionen. Zu ihrer Entschuldigung soll aber gesagt werden, daß ihre heutige Haltung auf Stellungnahmen und Grundsätzen einer vergangenen Zeit beruht, in der die Bedeutung des Massenmediums «Film» weder vom Publikum noch von ernsthaften Filmkritikern, geschweige denn von der Filmindustrie selbst klar erkannt wurde. Selbst wenn sie jetzt an der Weisheit ihrer Filmpolitik zweifeln – und viele tun es –, werden sie von einer festen Tradition gefangengehalten. Sie fühlen für diese eine gewisse persönliche Verantwortung und es fällt ihnen außerordentlich schwer, mit ihr zu brechen.

Zur Verteidigung der Filmindustrie könnte gesagt werden, daß ihre Absichten bei der Herstellung solcher Filme wohl ehrlich sein dürften. Immer schon hatten diese Leute die alberne Neigung, ihrer eigenen Publizität Glauben zu schenken. Den Kassenerfolg betrachten sie als einen untrüglichen Beweis für die hohe Qualität ihrer Filme. Wenn sie ihre eigene hohe Meinung über die Art, wie sie die Heilige Schrift behandeln, auch noch bestätigt sehen – und zwar nicht nur durch den finanziellen Erfolg bei den Massen, sondern auch durch das Lob der meinungsbildenden Elite, die im allgemeinen doch leichter kritisiert als anerkennt –, dann kann man den Filmindustriellen wohl schwerlich einen Vorwurf machen, wenn sie von ihrer eigenen Erhabenheit derart überzeugt sind.

Wir wollen nun gar nicht darüber urteilen, ob die Mitglieder der «Gesellschaft für Bewunderung biblischer Filme» es ehrlich meinen oder nicht. Unsere Frage lautet: Sind sie – wissenschaftlich oder nicht – in einen selbstzerstörerischen Teufelskreis geraten?

Allgemeine Bedenken gegen die Bibel à la Hollywood

Eine ständig wachsende Zahl klarsichtiger und gutinformierter Beobachter behaupten, daß dem so sei. Als erste äußerten Laien, bedeutende Filmkritiker, Zweifel an dem Wert dieser filmischen Streifzüge auf dem Gebiet der Heiligen Schrift. Ihre Stimme wurde von der Filmindustrie nicht beachtet. Man behauptete, sie verstünden den Geschmack der Massen nicht. Das zeigt, wie wenig die Filmindustrie eine ernste Filmkritik zu würdigen weiß. Aber nicht nur die Filmhersteller empörten sich über die mangelnde Begeisterung der Filmkritiker angesichts einer «Bibel à la Hollywood». Selbst kirchliche Wortführer legten diese Kritiken oft – und meist zu Unrecht – als Verachtung oder gar als Untergrabung christlicher Werte aus.

▷ Die Katholiken haben einigen dieser Filme gegenüber immer schon Vorbehalte geäußert, angefangen bei Cecil B. de Mille's «Vor-die-Löwen-mit-den-Christen»-Epos («Sign of the Cross»), das in der Darstellung heidnischer Dekadenz schwelgt. Dieser Film gab auch (unter anderem) den Anstoß zur Gründung der «Legion of Decency». Die «Legion» wies dann öfters auf die gefährlichen Tendenzen solcher Filme hin, vor allem auf den Trend, den Sex oder den Sadismus in religiöser Verkleidung zu verkaufen. In ihren Besprechungen der Filme «Salome», «David and Bathsheba», «The Prodigal», «Solomon and Sheba», «Esther and the King» fand sich immer wieder die Bemerkung: «Teilweise zu beanstanden».

▷ Ein anderer schwerwiegender Mangel des «Evangeliums nach Hollywood» besteht in der Gewohnheit der Filmindu-

strie, die Bibel für unsere pluralistische Gesellschaft derart zu verwässern und zu entfärben, daß sie die religiöse Empfindlichkeit der verschiedenen Arten von Gläubigen im Zuschauerraum nicht verletzt und sogar den Ungläubigen keinen Anstoß gibt. Gelegentlich erläßt die «Legion of Decency» diesbezüglich eine Warnung. Zugleich wird sie aber den betreffenden Film als zulässig bezeichnen, wie im Fall von «The Robe» (Gewand des Erlösers). In den meisten Fällen wird sie sogar die Auslassungen und die Verdrehungen kommentarlos durchgehen lassen.

Gerechtigkeit und Nächstenliebe mögen gelegentlich eine solche Haltung rechtfertigen. In einer Romangeschichte, in welcher beiläufig biblische Ereignisse angeführt werden (und die meisten hier diskutierten Filme fallen unter diese Kategorie), darf die Ungenauigkeit der biblischen Darstellung als ein Teil des Romanhaften selbst gedeutet werden und muß nicht unbedingt ein Zeichen der Verschommenheit bei den Produzenten selbst sein. Bei anderen Gelegenheiten mag die Nichteinmischungspolitik der «Legion of Decency» rein pragmatische (im berechtigten Sinn) Gründe haben.

Im Gegensatz zur allgemein verbreiteten Meinung innerhalb und außerhalb der Kirche war der Einfluß der «Legion of Decency» auf den Inhalt der Filme stets äußerst begrenzt. Und selbst diesen begrenzten Einfluß konnte sie nur behalten, indem sie die «Kunst des Möglichen» geschickt anzuwenden wußte. Man durfte von Hollywood nicht zu viel verlangen. Und in den meisten Fällen war die dogmatische oder biblische Genauigkeit bereits ein Zuviel. So nahm die «Legion of Decency» widerwillig hin, was sie nicht zu ändern vermochte.

Warum wirft «Der König der Könige» ein neues Problem auf?

Der «König der Könige» stellt aber ein völlig andersgeartetes Problem dar. Er ist keineswegs eine harmlose religiöse Geschichte, in der Christus kurz (als eine Stimme außerhalb der Leinwand oder als eine weißgekleidete Figur ohne Gesicht) erscheint. Hier hat Christus die Hauptrolle. Seine Gestalt steht im Mittelpunkt. Sein Leben wird von einem bekannten Schauspieler (Jeffrey Hunter) dargestellt. Außerdem ist der Titel des Films ein Hoheitstitel Jesu Christi. Man muß wirklich sehr viel Bereitwilligkeit aufbringen, um das Ganze – trotz des äußerlich zur Schau getragenen Respekts – nicht als eine Blasphemie zu empfinden. Die «Legion of Decency» fand den Film dermaßen mangelhaft, daß sie ihn in eine Sonderrubrik einreihete mit dem Vermerk: «Die gute Absicht müssen wir anerkennen. Trotzdem betrachten wir den Film wegen der poetischen Freiheit, mit der das Leben Christi dargestellt wird, als theologisch, geschichtlich und biblisch ungenau».

Nicht nur Sex und Sadismus, die Wahrheit steht auf dem Spiel

In Kreisen der Filmfinanz hat dieses Urteil zweifellos Erstaunen und Befremden ausgelöst und die naive Gutgläubigkeit vieler beleidigt. Ich habe für diese Herren eine gewisse Sympathie. Seit Jahren wurden sie durch die Haltung der kirchlichen Sprecher in der Meinung bestärkt, daß sie sich unbehelligt alles erlauben dürften, mit Ausnahme vielleicht von zu viel Sex und Brutalität. Hätte jedoch die «Legion of Decency» im Fall von «König der Könige» nicht so scharf Stellung genommen, so hätte sie in Zukunft unmöglich gegen Filme vorgehen können, welche die biblische oder religiöse Wahrheit verletzen. Für einen, der die Gesetzmäßigkeiten des Massenmediums «Film» einigermaßen kennt, besteht kein Zweifel darüber, daß wir künftig nicht nur mit Verletzungen des sechsten und neunten Gebotes zu rechnen haben. Jene Filme die sich gegen den Verstand und die menschliche Person versündigen, sind aber auf die Dauer für den Glauben und die Moral viel gefährlicher.

Die Taktiken der Geschäftsleute

Meine Sympathie für diese Geschäftsleute, die sich mit der schlechten Nachricht abfinden mußten, daß diesmal ihre feuersichere und langerprobte Formel für die Zufriedenstellung der Massen nicht alle Schichten des Publikums befriedigte, dauerte aber nur kurz. Sie verwandelte sich allmäh-

lich in eine grollende Bewunderung für die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Politik umstellten, um den Film bei verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften durchzusetzen. Der Zweck dieses Manövers war, durch Entzweiung zu erobern, Verwirrung zu stiften, die Einmütigkeit zu zerstören. Den möglichen Kritikern kamen sie dadurch zuvor, daß sie bestimmten Gruppen einer kirchlichen Gemeinschaft eine scheinbare Unterstützung entlockten. Ihre Hauptwaffe jedoch war ein gut gespielter Altruismus: sie verteilten gratis für die Schulen geschickt zusammengestellte Auszüge in tadelloser katholischer oder in ebenso tadelloser protestantischer Aufmachung.

Ausgiebiger noch wurden die Sondervorführungen für Geistliche in den wichtigsten Städten der Welt ausgeschlachtet. Die Gesellschaft betonte, daß die Teilnahme an diesen Sondervorführungen zu nichts verpflichtete. Freilich stellte sie dann ihr Licht nicht unter den Scheffel. Ihre Publizität beschrieb diese Anlässe in einer Weise, daß man den Eindruck gewann, all diese Geistlichen befürworteten den Film.

Die Verschlagenheit dieser Technik trat bei der New Yorker Erstaufführung des Films noch klarer zutage, als die Gesellschaft einige Tage vorher ankündigte: «Der 'König der Könige' wurde von der Katholischen Filmzentrale, der Filmbewertungsstelle des Vatikans, mit der höchsten Note bewertet». Damit sollte Folgendes angedeutet werden: die der «Legion of Decency» entsprechende italienische Organisation hat den Film als allgemein empfehlenswert hingestellt. Zur richtigen Beurteilung der Lage muß man wissen, daß im von der italienischen Filmstelle veröffentlichten Text der Ausdruck «höchste Note» nicht in einem positiven Zusammenhang steht, daß die italienische Katholische Filmzentrale (C. C. C.) eine nationale Organisation und nicht die «Filmbewertungsstelle des Vatikans» ist, und schließlich, daß die katholischen Filmorganisationen in verschiedenen Ländern oft zu verschiedenen Beurteilungen desselben Films gelangen.

Aus der Ankündigung aber hätte der Uneingeweihte ungefähr den Eindruck gewinnen können, daß erstens Papst Johannes persönlich dem Film eine Medaille verliehen habe, und daß zweitens die amerikanische «Legion of Decency», indem sie dem Film gegenüber Reserven formuliert hat, nicht genügend Respekt vor der zentralen Autorität der Kirche beweise. Solange die Filmgesellschaften eine solche Politik betreiben, bleibt die Möglichkeit eines fruchtbaren Gesprächs zwischen den Kirchen und der Filmindustrie sehr gering.

Einzelne Wahrheitsentstellungen

Es würde in den Aufgabenbereich eines Exegeten gehören, all die Freiheiten herauszustellen, die sich dieser Film der Bibel gegenüber herausnahm. Mit dem größten Widerstreben möchte ich hier nur eine einzige, aber sehr entscheidende Fälschung erwähnen. Sie kommt in den meisten modernen biblischen Filmen vor. Man will die Juden von der Schuld an Christi Tod lossprechen. Ich erwähne diesen Punkt nur widerstrebend, da ich weiß, daß die Juden – wegen eines schrecklichen Mißverständnisses seitens der Christen – neunzehn Jahrhunderte hindurch für diese Schuld zu büßen hatten. Oder vielmehr: sie mußten leiden, weil die einzelnen Christen die schreckliche, aber wesentliche Wahrheit über die Menschwerdung Christi nicht annehmen wollten, daß nämlich Christus für meine Sünden gekreuzigt wurde, und deshalb anderswo einen Sündenbock suchten. Es ist nur zu verständlich, daß die Juden sich bemühen, dieses ungerechte Stigma loszuwerden. Wir müssen zugeben, daß ihnen Unrecht angetan wurde. Trotzdem kann nichts Gutes daraus kommen, wenn man jetzt Hollywood die Geschichte Jesu neu schreiben läßt nach seinem eigenen Bedürfnis. Selbst vom rein taktischen Standpunkt aus wäre das unklug, da es zum diametral entgegengesetzten Ergebnis führt.

Die Anwendung dieses Revisionsprinzips in «König der Könige» führt zu dramatisch und geschichtlich völlig unmöglichen Situationen. Von der Szene des persönlichen Verhörs Jesu vor Pilatus (Hurd Hartfield) wechselt der Film in eine andere Szene hinüber: Lucius (Ron Randell) läßt den Gefangenen Barabbas (Harry Guardino) frei. Er sagt dabei wörtlich: «Du bist frei. Christus wird gekreuzigt werden. Deine Anhänger haben lauter geschrien als die anderen» (Lucius ist übrigens der gute heidnische Hauptmann, der während der 33 Jahre, die der Film umspannt, gar nicht zu altern scheint; Barabbas ist der Prototyp des israelischen Freiheitskämpfers).

Mit einer einzigen Zeile im Dialog wird also der ganze Fragenkomplex der Verurteilung Christi (wie kam es dazu; wer war dabei) läßig glossiert und falsch dargestellt. Die im Film unbestimmt gebliebenen «ändern» sind bei der Kreuzigung auch

nicht-dabei. Tatsächlich ist niemand dabei, außer die wenigen Getreuen Christi und die römischen Soldaten.

Warum es überhaupt so weit kam, daß Christus gekreuzigt wurde, bleibt unerklärlich. In diesem «Evangelium nach dem Drehbuchautor Philip Yordan» wurde Christus eigentlich gar nicht verraten. Das ganze kam aus einer (nicht böse gemeinten) Fehlkalkulation. Judas (Rip Torn) war ein Freund von Barabbas und wie dieser ein Befürworter der bewaffneten Rebellion. Als aber der verfrühte Aufstand der Barabbasanhänger am Palmsonntag durch die römische Phalanx niedergetrampelt wurde (eine der wenigen dramatisch und bildmäÙig aufregenden Szenen), blieb Judas in seiner Verzweiflung nur noch eine letzte Hoffnung. Wenn man den Meister in die Hände seiner Feinde ausliefern würde, wäre er gezwungen, seine übernatürlichen Kräfte einzusetzen, die Unterdrücker zu vernichten und sein Reich auf Erden aufzurichten. An wen ihn Judas eigentlich verriet, geht aus dem Film nicht hervor, da niemand dargestellt wird, der gegen ihn gewesen wäre. Auch die dreißig Silberlinge werden nirgends erwähnt.

Andere Strategeme in diesem Film dienen dem Zweck, allen Verdacht einer «sektiererischen Orientierung» abzuwehren. Zum Beispiel: alle dargestellten Wunder Christi lassen sich psychologisch erklären; der Primat Petri unter den Aposteln wird nirgends erwähnt (aber dafür sendet Christus die Zwölf gar nicht auf apostolische Mission); und der römische Hauptmann (auch diesmal Lucius) spricht als den großen Akt des Glaubens nicht den bekannten biblischen Satz aus: «Wahrlich, dieser war der Sohn Gottes» – sondern: «Wahrlich, dieser war der Christus».

Die entscheidende Bedeutung des «Klimas» bei den Massenmedien

Die Kritik aus dem Gesichtspunkt der biblischen Genauigkeit diskreditiert nur einzelne Teile dieses Films. Dieser weist aber ein noch grundsätzlicheres Versagen auf, das nicht nur die einzelnen Teile, sondern das Ganze verdirbt. Ich meine damit die schlechte Kunst, eine Kunst, die vor allem dazu bestimmt ist, eine oberflächliche Gemütsbewegung zu erzeugen, welche mit dem eigentlichen Inhalt gar nichts zu tun hat.

Um den Sinn dieser Anklage zu erfassen, müssen wir zuerst kurz darstellen, was die innere Dynamik eines Filmes ist, wie er wirkt und wie er den Zuschauer beeinflußt. Auch hier waren es die Fachkritiker, die diesen wichtigen Gesichtspunkt erstmalig herausgestellt haben. Die Gruppen zur Förderung des «guten Films» arbeiten oft ohne richtiges Verständnis für die Struktur des filmischen Mediums. Deshalb kommt es dann vor, daß sie die falschen Filme unterstützen.

Vor einem Jahr versuchte ich zu erklären (in der Zeitschrift «America»), auf welche Weise eigentlich ein Film wirkt. Damals schrieb ich: «Die wesentlichste Wirkung eines Kunstwerkes liegt nicht in dem, was es aussagt, sondern in jener Atmosphäre oder geistigem Klima, das entsteht, wenn die Lebensanschauung des Künstlers mit dem behandelten Stoff in Berührung kommt. Dieses Klima, diese unausgesprochene Lebensanschauung ist das Wesentliche, das ein Film dem Publikum mitteilt. Die Mitteilung selbst ist unerschwerlich. Sie vollzieht sich auf der Stufe des Gefühls und nicht auf der des Verstandes».

Diese Bemerkung schickte ich damals meiner Stellungnahme zum Film «La dolce vita» voraus, um zu erklären, warum ein für die oberflächliche Betrachtung unerbaulicher Film trotzdem moralisch wirken und sehenswert sein kann. Sie könnte nun auch dazu dienen, zu zeigen, warum ein für die oberflächliche Betrachtung erbaulicher Film, wie «König der Könige», weder moralisch noch erbaulich ist.

Wenn aber ein Film über Christus jenes «geistige Klima, das entsteht, wenn die Lebensanschauung des Künstlers mit dem behandelten Stoff in Berührung kommt», den Zuschauern mitteilt, dann müssen der Produzent Samuel Bronston, der Regis-

seur Nicholas Ray und der Drehbuchautor Yordan zuerst die biblische Frage beantworten: «Was hältst du von Christus?» Aus dem ganzen Film geht klar hervor, daß diese Herren keine blasse Ahnung von ihrem Thema haben, ausgenommen daß es – richtig ausgeschlachtet – einen großen Kassenerfolg verspricht. Diese Haltung (oder vielmehr dieses Fehlen jeglicher Haltung) vergiftet die ganze Atmosphäre des Films.

Christus ist zwar in diesem Film physisch gegenwärtig. Sein Geist ist aber einfach abwesend. Kein ernsthafter Versuch wurde unternommen, herauszustellen, wer er eigentlich war, welches seine Ziele und Motive waren, in welcher Beziehung er mit den verschiedenen gesellschaftlichen Kräften stand. Infolgedessen kommt keine dramatische Auseinandersetzung zwischen ihm und den Zuschauern zustande. Der Film bietet uns nicht den geringsten Anhaltspunkt einer einigermaßen sinnvollen Einsicht in die Frage, was Christi Leben und Leiden für uns bedeutet. Ganz im Gegenteil: man hat die künstlerischen Kräfte in die andere Richtung konzentriert; man wollte Christus möglichst neutral und undynamisch darstellen; gleichzeitig sollten die Zuschauer in einen Zustand vernügliger pietistischer Euphorie gelullt werden, indem man die wohlbekanntesten Szenen und Worte aus dem Neuen Testament vor ihnen vorbeiparadiert läßt.

Die Szene der Bergpredigt – mit Massen von Statisten und mit einer wirkungsvollen Technik der filmischen Bewegung aufgenommen – illustriert unseren Gedanken. Nachdem Hunter die acht Seligkeiten mit großem Ernst und sogar mit einigem Geschick rezitiert hat, beginnt er einige bekannte Fragen zu beantworten, die Christus im Evangelium gestellt wurden. Die Worte klingen schön, haben aber keine wirkliche Beziehung zum Ganzen der Handlung. Im Zusammenhang des Films haben sie also kaum viel größere Wirkung als die Worte einer Kabarettvorstellung.

Der Film und der selbstzufriedene Massenglaube

Im Grunde genommen hat man die wirklich wichtigen Fragen nicht deshalb vermieden, weil man einfach unfähig war oder

Das Geschichtsbild der Europäer von Afrika*

Sicht der Historiker

Von anderen Gesichtspunkten her und auf anderen Methodenwegen, allerdings nicht, ohne die Ethnologen zu befragen und sie manchmal mißzuverstehen, tasten sich die eigentlichen Historiker in die Vergangenheit Afrikas zurück und versuchen, sie entweder in den Rahmen einer Weltgeschichte (*Helmolt* bis *Kern*) einzubauen oder monographisch darzustellen, wie zum Beispiel *Otto Zierer*.

Afrika als Teil der Weltgeschichte

Die Arten und ihre Verschiedenheiten, in denen das Thema Afrika wie auch anderer nicht-abendländischer Gebiete in den Weltgeschichten behandelt wird, hängen eng mit der stets im Wandel begriffenen Auffassung von «Weltgeschichte» zusammen. Deshalb ist es notwendig, einen kurzen Blick auf die Entwicklung des historischen Denkens zu werfen. Von *Herder* über *Hegel* und *Ranke* galt es bis *Helmolt*

«als selbstverständlich, daß Weltgeschichte im wesentlichen Geschichte Europas war. Deren Leitthema aber bestand seit Herders ‚Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit‘ (1784) in der Wanderung der Hochkulturen von den Stromoasenländern des Alten Orients über Hellas und Rom zu den romanisch-germanischen Völkern des werdenden Abendlandes. Dieses Betrachtungsschema der angeblichen ‚Weltgeschichte‘ hat sich in unserem herkömmlichen Geschichtsbild so tief festgesetzt, daß auch

* Erster Teil siehe Nr. 7, S. 82f.

weil man das stumpfsinnige, aber noch einigermaßen verständliche Bestreben hatte, die religiöse Empfindlichkeit eines jeden zu schonen. Der eigentliche Grund ist eine geschäftliche Spitzfindigkeit, die unsere Massenmedien immer mehr verunstaltet. Eine der wichtigsten Aufgaben echter Kunst besteht doch darin, uns zur Selbsterkenntnis zu führen. Das kann unter Umständen eine sehr schmerzhaft Erfahrung sein. Dermaßen schmerzhaft, daß der große Teil des Publikums sie nicht aushält und nicht gewillt ist, sie mit seinem für die Kinokarten und Süßigkeiten ausgegebenen Geld zu erwerben. Diese Leute bevorzugen eine Unterhaltung, die ihnen eine ganz andere, in letzter Analyse entchristlichende Botschaft verkündet: «Du bist ganz in Ordnung, so wie du bist».

«Die Massen bevorzugen heute eine Religion, die ihnen das Gefühl gibt, gut zu sein, statt sie aufzufordern, gut zu werden», sagte kürzlich der Methodistenpfarrer Ralph W. Sockman. Das ist ganz bestimmt die größte Schwäche des Films «König der Könige». Das Leben Christi ist eine ungeheuerliche Herausforderung für das menschliche Gewissen. «König der Könige» ist nur ein Beruhigungsmittel.

Paul J. Hallinan, Bischof von Charleston, hat diesen Gegensatz noch schärfer herausgestellt: «Die größte Gefahr für das Christentum von heute ist ein respektabler, selbstzufriedener Massenglaube. Ein weltlicher Humanismus. Man nennt ihn oft auch «the American Way of Life (die amerikanische Lebensweise). Er ist keineswegs gottlos, will aber Gott in gewissen Schranken halten. Die christliche Moral bedeutet für ihn Anständigkeit, Bruderschaft und goldenen Mittelweg. Er ist die Orthodoxie der Ungläubigen, aber auch der geistige Ort des Halbgläubigen. Sein Spruch lautet: ‚Nimm dein Scheckbuch und folge mir nach‘».

Die Heimat des Films «König der Könige» ist die Scheckbuch-Gesellschaft. Er steht im absoluten Gegensatz zur Forderung Christi: «Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach».

Maira Walsh

die wissenschaftlichen Entdeckungen der mehr als anderthalb Jahrhunderte seit Herder daran in den Grundlinien nicht viel zu ändern vermochten ... Erst seit *O. Spengler* beginnt ein neues Geschichtsbild durchzubrechen» (Stadtmüller/Weltgeschichte, 496),⁸ das *Toynbee* nochmals korrigiert.

Im deutschsprachigen Raum⁷ ist *Helmolt* der erste, der in seiner Weltgeschichte über die Grenzen Europas und der Stromoasen hinausgeht und allein dem afrikanischen Kontinent (ohne Ägypten) fast 200 Seiten widmet.

«Der kühne, aber auf unzureichender Grundlage und mit unzulänglichen Mitteln unternommene Versuch ... bleibt ohne geistige Nachwirkung. Die folgenden weltgeschichtlichen Sammelwerke – zuletzt die ‚Propyläenweltgeschichte‘ – hielten weithin an einem durch den Erkenntnisfortschritt unserer Wissenschaft längst überholten Betrachtungsschema fest» (Stadtmüller/Weltgeschichte, 168–170).

Erst 1952 nimmt *Fritz Kern* und zwei Jahre später *Alexander Randa* den *Helmolt*schen Versuch wieder auf. Dabei gehen diese Herausgeber aber nicht wie *Helmolt* geographisch, sondern nach zeitlichen Epochen (*Kern*) und kulturhistorischen Gesichtspunkten (*Randa*) vor.

► In *Kern*s *Historia Mundi* scheint Afrika an mehreren Stellen auf: Im 1. Band, der über die Frühgeschichte handelt, in Band 5 so weit Afrika zum Mittelmeerraum gehört; in Band 8 der Teil

⁸ *G. Stadtmüller*, Weltgeschichte Europas?, in: «Sacculum» 1, 1960 (zitiert als Stadtmüller/Weltgeschichte).

⁷ «Dabei ist unbestreitbar die deutsche Geschichtswissenschaft an geographischer Weite und spiritueller Tiefe der Betrachtung hinter der angelsächsischen und vor allem hinter der französischen Geschichtswissenschaft ein großes Stück zurückgeblieben. Der Durchbruch zu einem neuen Bild der Menschheitsgeschichte ist nicht in der deutschen, sondern der außerdeutschen Wissenschaft erfolgt – weithin auf der Grundlage von Vorarbeiten, die durch die deutsche Einzelforschung geleistet wurden» (ib. 168–170).

«südlich der Sahara» (man sehe auch im gleichen Band das Kapitel über Kolonialgeschichte), in Band 10 unter dem Gesichtspunkt der Emanzipation. Die eigene Art der Darstellung der außereuropäischen Länder und eine räumliche wie stoffliche Beschränkung begründet der Herausgeber damit, daß kein fester Zusammenhang mit der abendländischen Geschichte bestehe und die Struktur der nicht-abendländischen Länder anders geartet sei (Bd. 8, 7). Dieses Fehlen eines Zusammenhanges wurde früher zum Teil als Geschichtslosigkeit angesehen.

Die Ausführungen von *Douglas Jones* (Bd 8, 220–247) geben einen knappen, aber guten Überblick der Gesamtentwicklung Schwarzafrikas, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Sie erheben ausdrücklich nur den Anspruch auf «vorläufige Geltung».

► *Randas* Handbuch der Weltgeschichte ist eher ein Handbuch der Kulturgeschichte wegen seines Aufbaues nach Kulturkreisen mit den Kapiteln: «Urgeschichte, archaische Hochkulturen» (dabei hat archaisch nicht die Bedeutung von «in der Geschichte weit zurückliegend», sondern meint jene Stufe der Kultur, die jener der ältesten Menschheit am ähnlichsten ist) und «Altafrika». Im Abschnitt «Afrika südlich der Sahara» wird über das höchste Wesen und Ahnengeister, Buschmann-Felszeichnungen und Negerplastik, Klan- und Feudalwesen gehandelt. Unter dem Titel «Sudan» kommen die Themen Ahnen- und Totengeister, Keramik und Kleinkunst, Erdherren, Geheimbünde, Beamtenstaaten zur Sprache (Bd 1, 317–334).

«Die Landnahme jenseits der Meere, die Gründungen von Häfen usw. ... Einbeziehung in die staatliche Machtsphäre und in das wirtschaftliche Leben des Mutterlandes, kurz der Kolonialismus, ist so alt wie die zivilisierte Menschheit. Er hat im Verlaufe der Geschichte die verschiedensten Formen angenommen ... all das hat dazu beigetragen, allmählich die Herrschaft des weißen Mannes, der modernen Zivilisation und des abendländischen Geistes auf dem Erdball aufzurichten. Missetaten und Wohltaten waren fast ununterscheidbar an diesem großen Werk beteiligt. Es gibt kaum ein Volk der weißen Rasse, das nicht seinen Anteil daran hatte. Die Existenzbedingungen der farbigen Rassen und der rückständigen Bevölkerungen aller Erdteile sind dadurch mächtig beeinflußt und umgestaltet worden» (*Salis*, Bd. 1, 163–164).

Aus dieser Einstellung ist das große Kapitel «Die koloniale Ausbreitung der europäischen Mächte und die Aufteilung Afrikas» in *J. R. Salis' Weltgeschichte der neuesten Zeit* geschrieben (Bd 1, 163–229). Der dritte Band endet mit dem Jahre 1949. Der Zweite Weltkrieg und seine Auswirkungen steht im Mittelpunkt. Die Beziehungen zu Asien werden im Hinblick auf den Japanischen Krieg (Hiroshima) erwähnt, Afrika bleibt außerhalb der Betrachtung, obwohl die Anfänge der Unabhängigkeitsbewegung hätten aufgezeigt werden können. Nur den Buren und den Abessiniern sind zwei Kapitel gewidmet.

Monographische Kontinentgeschichte

► Die alte «egozentrische» deutsche Historikerschule macht sich noch einmal 1959 (!) in der geschichtlichen Afrika-Monographie *Otto Zierers* peinlich bemerkbar. Der Verfasser schreibt für den Liebhaber historischer Romane, weckt geschichtliche Gestalten auf oder erdichtet Typen, denen er Zitate der Überlieferung in den Mund legt. Er läßt sie im Schmuck der Museumsvitrinen über berühmte Plätze und Straßen eilen. Dem Historiker sind Kulturgeschichte und Geographie Afrikas fremd, so vergreift er sich hin und wieder in Ausdruck und Erklärung.⁸ Die Jahrtausende der vorchristlichen und die Jahrhunderte der nachchristlichen Zeit blenden im ersten Band wie im Film allzu schnell vorüber. Ein schwer erträglicher Gegensatz ist dazu die breite Erzählweise am Rande liegender oder erdichteter Begebenheiten.

⁸ In den Begriffserklärungen Bd. 1, 311, heißt es: «Bantu, Negerbevölkerung im Süden des afrikanischen Kontinents ...» Es müßte heißen: ... in Zentral- und Südafrika, teilweise auch in Ost- und Westafrika. Geschehnisse werden in den «Frühling» oder «Herbst» gelegt, statt in Regen- oder Trockenzeiten.

«... vor allem jene Begebenheiten (sind) behandelt, welche antike, mittelalterliche und neuzeitliche Entdecker, Kaufleute, Forscher und Eroberer bis ungefähr zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit den eingeborenen Völkern Afrikas hatten. Die bodenständige afrikanische Geschichte wird überall dort eingefügt, wo ihr Ablauf Bedeutung für größere Räume oder fernere Entwicklung erhalten hat» (Zierer, Bd. 1, 5).

Es handelt sich also um eine Geschichte Afrikas ganz aus dem Blickfeld des erzählenden europäischen Chronisten, und zwar eines solchen, der noch in den Vorurteilen des letzten Jahrhunderts steckt. Daß der Ausdruck «Wilde» mehrmals selbstverständlich unterläuft, ist ebenso unverzeihlich wie der einleitende Abschnitt des Schlußkapitels im ersten Band.

«Der Schwarze lebt geschichtslos. Nur Märchen und Legenden berichten aus längst entschwundener Vergangenheit.» Kurz vorher heißt es: «Der riesige Kontinent gleicht einem phantastischen, von der spielerischen Laune des Schicksals mit wirren Ornamenten bedeckten Teppich, an dessen Rändern der weiße Mann und der Araber begonnen haben, die überschaubaren Muster jener politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ordnung zu weben, die man als Geschichte bezeichnet» (Zierer, 300).

Hören wir dagegen die Meinung *Robert Cornevin* von 1956:

«Im übrigen haben die Bevölkerungen Schwarzafrikas jede ihre eigene Geschichte, die wir hier im einzelnen nicht darlegen können» (Cornevin, 136).

Den «überschaubaren Mustern der Araber und des weißen Mannes» gegenüber ist Cornevin kritischer als Zierer.

«Wie weit diese Bücher brauchbar sind, ist schwer auszumachen; Reiseberichte wie der von Ibn Batouta scheinen sachlich ein armes Land zu beschreiben; aber welches Reich konnte in jener Zeit im Vergleich zu den Indern als reich angesehen werden? Im Gegensatz dazu schildern andere einen Luxus des Landes mit verblüffenden Einzelheiten und loben die Fürsten, an deren Hof sie leben, in überschwenglichen Worten ...» (Cornevin, 136).

Im zweiten Band wird mit viel Pathos von den «glänzenden Forscher- und Erobererzügen», jedoch auch vom Versagen des weißen Mannes in politischer Hinsicht (Zweiter Weltkrieg), dem derzeitigen Übergangsstadium Afrikas und seiner Zukunft gesprochen.

Das Anliegen des Verfassers, für die Zukunft Europa und Afrika gleichberechtigt nebeneinander zu stellen, ist im methodischen Aufbau der Publikation nicht erkennbar. Lediglich der Untertitel des zweiten Bandes «Dunkle Schwester Afrika» und die angefügten Schlußgedanken weisen darauf hin. Noch weniger überzeugend, sondern in sich falsch ist die Idee von der Verschmelzung beider Kontinente zu einem «Eurafrika», das gemeinsam den Schwierigkeiten begegnen soll, die aus der Aufteilung der Welt in gewaltige Machtgruppen erwachsen. Nicht unsaubere Verschmelzung, sondern bewußte Eigenentwicklung sind die Grundlagen einer gesunden Partnerschaft.

Zierers Geschichte Afrikas ist eine gekünstelte Handreichung Europas seiner «Dunklen Schwester» gegenüber. In dieser Form kann sie nicht mit einem Entgegenkommen von Afrikas Seite her rechnen.

► Weit sympathischer ist die nüchterne, ebenfalls an einen weiten Leserkreis gerichtete Abhandlung von *G. W. Kingsnorth*. Der Verfasser wendet sich vor allem an Schüler und Geschichtslehrer.⁹ Die Tatsachen sind im Überblick ohne weitschweifige Kulturbetrachtungen und Erwägungen tendenzlos aneinandergereiht mit der Absicht, zu zeigen, daß Afrika nach einem langen Weg der Eigenständigkeit und des Lebenskampfes in die Partnerschaft Europas eintritt und seine Zukunft von Möglichkeiten und Problemen bestimmt wird (vgl. *Kingsnorth*, 155).

⁹ «This book is an attempt to show the history of Africa south of the Sahara as a whole, so that each part of the continent may be seen as part of the general pattern of development instead of an isolated unit. But, at the same time, the text has been arranged so, that the reader who wishes to follow the history of any particular region will be able to do so without difficulty. This arrangement also enables teachers to avoid the fault of going over material which is already known. This is not a book for the specialist. It is an introductory outline and not a detailed study» (*Kingsnorth VII*).

Sicht der Afrikanisten

Die Gruppe der sogenannten (Amateur-) Afrikanisten unterscheidet sich von den Ethnologen durch eine manchmal nicht ganz unparteiische Sympathie für den Schwarzen Kontinent und, wenn ihre Vertreter historischen Stoff angreifen, von den Historikern dadurch, daß sie meist gründlichere kulturgeschichtliche und geographische Kenntnisse (vielfach aus eigener Anschauung) haben.

Zu ihnen gehören der weitgereiste Journalist *Basil Davidson* und der langjährige Regierungsbeamte *Robert Cornevin*. Beide wenden sich an einen weiten, aber doch anspruchsvollen Leserkreis. Dabei ist die Schilderung des Briten anregender, die des Franzosen ausholender.

► *Davidsons* Ausführungen sind, ohne romanhaft zu sein, spannend, gleichzeitig wissenschaftlich weit besser fundiert und belegt als diejenigen Zierers. Die bei aller Vorsicht als gesichert angenommenen historischen Tatsachen sind von einer sehr zurückhaltend formulierten Leitidee, wie Mosaiksteine vom Kitt, zusammgehalten und ergeben folgendes Bild: Afrika hat durch seine Geschichte, wahrscheinlich vom kleinasiatisch-arabischen Raum her, Völkerwanderungs- und Kulturstöße empfangen (Leitidee). Am Ostufer des Mittelmeers stauten sich von altersher die Völker, überlagerten sich und entwickelten dabei hohe Kulturen. Jene Gruppen, die von dort nach Afrika vorstießen, entgingen dem Druck der nachfolgenden. Das hatte zur Folge, daß sie in ihren neuen Wohn- und Wandergebieten sehr langsam und teils in abgeschlossener Ruhe autochthone Kulturregionen schufen (Tatsache).

Der Westvorstoß ging über den Sudan und ließ die großen Reiche von Kusch, Meroë (800 vor – 200 nach Chr.), Nubien (etwa 300 – 1600 nach Chr.) und dasjenige eines noch unbekanntes Volkes im Osten entstehen. Weiter westlich um den großen Umschlagplatz Timbuktu am Nigerbogen bildeten sich Ghana (300–13/1400 nach Chr.), Mali (1200–1670), Songhay (15–1600).

Der Südvorstoß erfolgte der ostafrikanischen Küste entlang. Mehr als zehn Welthäfen entwickelten sich, in denen seit Christi Geburt chinesische Handelsflotten mit 27–37000 Mann an Bord, indische und später portugiesische Schiffe vor Anker gingen, um Gold, Eisen und Elfenbein gegen Seide, Gewürze und anderes zu tauschen. Damals nahmen die Ostafrikaner ihre Getränke aus chinesischem Porzellan; manche Scherbe findet sich noch im Boden.

Zentralafrika erlebte den Südostvorstoß. Hier entwickelten sich die «Eisenstaaten» mit ihren Industriezentren in Katanga, Rhodesien (Angola?) abgeschlossen von jedem Einfluß, aus einer ungeheuren inneren Kraft, bis sie sich durch die Kolonisation auflösten.

Die Sudanreiche erlebten einen Stillstand in ihrem Fortschritt, als die Portugiesen und Spanier auf dem Seeweg nach Westafrika gelangten und den Arabern einen großen Teil ihres Handels in der Sahara aus den Händen nahmen. Dadurch verarmten die sudanesischen Umschlagplätze. Salz und andere Schätze kamen nun von der See her. Kein Wunder, daß die Reiche an der Küste (Yoruba, Benin, Dahomey u. a.) zu Ungunsten der inneren aufblühten. Ihre Zerstörung fällt erst in die späte Kolonialperiode (vgl. Davidson, 102, 106).

Die Ostküste verlor ihre Bedeutung, als die Chinesen aus innenpolitischen Gründen plötzlich ihren Überseehandel einstellten und die weniger gewandten Portugiesen sich vor allem auf das Plündern verlegten (vgl. Davidson, 159, 164). Damit wurden auch die zentralafrikanischen Industriezentren und Absatzmärkte weitgehend lahmgelegt. Vom Sklavenhandel fast gänzlich verschont, gerieten die Zentralafrikaner, das heißt jene, die weit von den Küsten entfernt wohnten, erst mit der Kolonialisierung in fremde Abhängigkeit.

Davidson sieht im Handel und in der Wirtschaft einen der wichtigsten Antriebe für die politische Geschichte. Leider kommen bei ihm die Stammbäume zu kurz. Er nennt nur die allerberühmtesten Herrschergestalten und erweckt damit für Afrika den Eindruck, wie man ihn von Europa hätte, wenn in einem Geschichtsbuch nur Cäsar, Karl der Große und Napoleon genannt wären, die alle anderen in ihrem Schatten verblassen lassen.

► *Cornevins* «Histoire de l'Afrique» unterscheidet sich in mehreren Punkten von den vorhergenannten Geschichtswerken. Zunächst befaßt sie sich mit dem ganzen Erdteil, einschließlich Maghreb und Sahara, wodurch die Aufgliederung teilweise bestimmt ist. Es stehen nacheinander jene Gebiete im Vorder-

grund, deren historische Epoche wegen ihrer außerafrikanischen Kontakte im Verlauf der Zeiten Bedeutung hatten: Die Antike (Ägypten, Karthago) (Kap. II); Invasion der Araber und der Islam (Kap. III); Die Aufblüte afrikanischer Küsten (Kap. V); Die Zeit der europäischen Entdeckungen (Kap. VI); Die Kolonialzeit (Kap. VII) und ihre Methoden (Kap. VIII); Die beiden Weltkriege und ihre Folgen (Kap. IX): Vorgeschichte (Kap. I) und Schwarzafrika vor den Europäern (Kap. IV) zeigen dagegen keine historischen Vorrangstellungen und weltgeschichtlich bedeutende Geschehnisse. Nicht an Daten läßt sich die prähistorische und präeuropäische Zeit ablesen, sondern an Knochen- und Werkzeugfunden, an Spuren von Wanderungen und mündlich überlieferten Genealogien und Taten.

Bei der Behandlung des Maghreb rückt mit der Erwähnung der Namen Augustinus, Origenes, Tertullian u. a. ein Stück nordafrikanischer Geistesgeschichte (die alexandrinische Schule, das frühe Christentum, der Islam) ins Blickfeld. Im Kapitel Schwarz-Afrika werden solche Hinweise vermißt. Trotz der Berücksichtigung einer großen Auswahl von (Stammes-) Staatsgebilden in ihrer historischen Entwicklung bleibt es enttäuschend und in seiner Einseitigkeit langweilig. Es hinterläßt nicht mehr als den Eindruck eines flüchtigen Kommens und Gehens der genannten Völkergruppen. Natürlich ist dies eine Folge des Mangels schriftlicher Überlieferungen. Aber gerade deshalb erwartet der Leser von jedem Autor, der diesen Bereich zu beschreiben wagt, neue Ergebnisse und neue Anregungen. Interessant ist dagegen der Überblick über die Wirtschaft und Soziologie (Kap. X). Er zeigt die derzeitige Wandlung. Cornevin macht bekannt mit den wichtigsten Zentren, Organisationen, dem Bildungsniveau, mit Religion, Mission und Kirchen, Jugendbewegungen, dem amerikanisierenden Einfluß des Films, der jugendliche Banditengruppen in den Städten hervorruft (Cornevin, 391), und mit den Großstadtproblemen.

Im ganzen gesehen ist Cornevins Buch wie dasjenige von Westermann auf die politische Geschichte Afrikas ausgerichtet unter Erwähnung einiger geistes- und gesellschaftsgeschichtlicher Ausblicke. In der «Conclusion» ist der Erdteil als ein an Mineralien reicher, von der Pflanzenwelt her ehemals armer hingestellt, der in einer Jahrtausende währenden langsamen Beeinflussung von Asien und Amerika, dann von Europa her wie eine Spätgeburt aus dem «Eisenzeitalter» (âge du fer) in das «Kino- und Velozeitalter» (du cinéma et de la bicyclette) tritt und dessen weitere Entwicklung nicht abzusehen sei (Cornevin, 396).

«Im Zug der Einheitsbestrebung muß Europa in den ungeheuren afrikanischen Hilfsquellen die Elemente einer für beide Partner vorteilhaften Gemeinschaft finden: Eurafrika! Dem riesigen und vielseitigen afrikanischen Potential muß eine Entfaltungsmöglichkeit geboten werden und zugleich muß der weiße Mann seine traditionellen dynamischen Kräfte betätigen, seine christliche Hilfsbereitschaft, seinen Dienstwillen und sein Plandenken auswirken können bei den Völkern, die er nach seinem Bild geformt hat, die aber ihrer eigenen afrikanischen Berufung nachzuleben sich gedrängt fühlen» (ib. 394).

Es ist hier so ziemlich alles untereinander gemengt, in dessen Namen ebenso viele Greuelthaten verübt wie Wohltaten gespendet wurden. Eurafrika: Utopie für die einen, gefährlicher Köder für die andern.

► Endlich sei noch als kleinere Studie das bereits 1946 erschienene und 1950 neu aufgelegte Buch von *Henri Labouret* in der Sammlung «Que sais-je» erwähnt. Es kann nur als eine knapp zusammenfassende allgemeine Orientierung über die historischen Vorgänge Afrikas angesehen werden, die sich ausschließlich auf schriftliche Quellen beruft. Über die Bedeutung der politischen Administration (la chefferie, le royaume, le souverain, l'entourage du souverain, le gouvernement et l'administration) und die wirtschaftlichen Situationen (le régime fiscale, les serfs de la couronne et des particuliers, le commerce, les cauri, le sel, l'or, le cuivre, les noix de cola, le commerce transsaharien,

les contacts et les emprunts extérieurs) gibt das Schlußkapitel Auskunft und rundet so das Bild der politischen Begebenheiten etwas ab. Die Fragen nach dem Kulturniveau, den Fähigkeiten des Afrikaners, seiner Kunst, Religion usw. werden nicht aufgeworfen. Es ist lediglich erwähnt, daß vor allem die mehr entwickelten Sudanvölker ihren derzeitigen Stand kultureller Fremdbeeinflussung verdanken.

Diese Bemerkung darf uns nicht wundern und den Afrikaner nicht erschrecken: der abendländischen Kultur liegt auch die griechisch-römisch-orientalische Beeinflussung zugrunde, die die Germanen erduldeten.

Dr. Hildegard Christoffels

(Ein dritter Teil folgt)

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Adenauer Paul: Mittelständische Investitionsfinanzierung in der sozialen Marktwirtschaft. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster, 1961. 154 S., kart. DM 15.—, geb. DM 17.—.

Algisi Leone: Johannes XXIII. Max Hueber Verlag, München, 1960. 360 S., Leinen DM 15.80.

Asmussen Hans: Ueber die Macht. Schwabenverlag, Stuttgart, 1960. 135 S., Leinen DM 5.90.

Voegelin Eric: Wissenschaft, Politik und Gnosis. Kösel-Verlag, München, 1959. 94 S., Leinen DM 6.80, kart. DM 4.80.

von Walter Reinhold: Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers. Band 36 der «Herder-Bücherei». Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1959. 138 S., Fr. 2.55.

Weber Otto: Grundlagen der Dogmatik. Band 1. Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins, Neukirchen, Krs. Moers, 1955. 708 S., brosch. DM 28.50, Leinen DM 33.—.

Weber Wilhelm: Wirtschaftsethik am Vorabend des Liberalismus. Höhepunkt und Abschluss der scholastischen Wirtschaftsbetrachtung durch Ludwig Molina S. J. (1535—1600). Verlag

Aschendorff, Münster i. W., 1959. 218 S., kart. DM 14.80, Leinen DM 16.80.

Welte Bernhard: Ueber das Böse. Eine thomistische Untersuchung. Reihe «Quaestiones disputatae», Band 6. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1959. 56 S., engl. brosch. DM 4.—.

Welti Albert Jakob: Der Dolch der Lucretia. Roman. Artemis Verlag, Zürich/Stuttgart, 1958. 303 S. Leinen.

Wimmer Otto: Handbuch der Pfarrseelsorge und Pfarrverwaltung. Kompendienreihe. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 1959. 292 S., Leinen Fr. 14.—.

Winklhofer Alois: Das Kommen seines Reiches. Von den Letzten Dingen. Verlag Jos. Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1959. 352 S., Leinen DM 12.80.

Wir suchen und fanden. 23 Dänen berichten über ihren Weg zur Kirche. Herausg. von Gunnar Martin Nielsen. Verlag Räder & Cie., Luzern 1959. 222 S., Leinen DM 11.80.

Wirtz Hans: Stille Revolution. Kirche auf neuen Wegen. Verlag Glock und Lutz, Nürnberg, 1959, 280 S., kart. DM 9.80.

Wolf Gerhard: Macht doch das Fenster auf! Vom rechten Tun im Alltag. Herder-Verlag, Wien I, 1959. 8°, 148 S., franz. brosch., Fr. 6.—.

Wood Alan: Bertrand Russell. Skeptiker aus Leidenschaft. Ott Verlag, Thun/München, 1959. 323 S., Leinen Fr. 15.50.

NEU IN DER TYROLIA-TASCHENBUCHREIHE

HUGO RAHNER S. J.

Maria und die Kirche

Zehn Kapitel über das geistliche Leben.

2. Auflage, glanzfolienkaschiert, 156 Seiten, Fr. 5.80.

«Es dürfte nicht leicht ein anderes Buch zu finden sein, in dem auf eine so hervorragende Weise in allgemein verständlicher Form die Theologie der Väter über Maria und die Kirche dargestellt ist. Das Buch ist eine wahre Fundgrube einzigartig schöner Aussagen der Väter über Maria und die Kirche. Besonders wertvoll wird es dadurch, daß der Verfasser jeweils den Zusammenhang der tiefen Theologie der Väter mit dem geistlichen Leben der heutigen Christen zeigt.»
(Stimmen der Zeit, Freiburg/Br.)

In Ihrer Buchhandlung

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährlich bFr. 190.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. — Deutschland: DM 13.50/7.— Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. — Dänemark: Jährlich Kr. 25.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halbjährlich NF 7.—, jährlich NF 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner.) Jährlich Sch. 80.—. U.S.A.: Jährlich \$ 4.—.

LADISLAUS BOROS

mysterium mortis

Der Mensch in der letzten Entscheidung

Was geschieht mit uns im Moment des Todes?

«Im Tod eröffnet sich die Möglichkeit zum ersten vollpersonalen Akt des Menschen; somit ist er der Ort des Bewußtwerdens, der Freiheit, der Gottbegegnung und der Entscheidung über das ewige Schicksal.»

Im Moment des Todes haben wir also alle — auch die Heiden, auch die ungetauften Kinder, auch die zu Heiden gewordenen Christen, auch jene, die plötzlich in die Ewigkeit berufen wurden — noch eine Möglichkeit für die Entscheidung. Genauer gesagt, erst dort haben wir die erste Möglichkeit einer ganzheitlichen Stellungnahme.

Das ist die These des Buches. Eine der erfreulichsten Einsichten der modernen Theologie.

WALTER VERLAG OLTEN